

KKPFERBLAU

DAS CAMPUSMAGAZIN INAZA



DIE WELT —
→ VON MORGEN?

ALLEINHEIT. DAS UNIVERSUM BLEIBT 'NE NULL- NUMMER

„NOCH IST DAS
ENDE NICHT
ERREICHT“

„Ein existentialistisches,
sprachspielverliebtes Stück
über einen aus dem Nest
gefallenen Vogel.“
– Schwäbisches Tagblatt

Es spielt Roman Pertl
Termine 13./14. Januar, 19./24./25./26. Februar, 3./4./5. März 2022
je um 20 Uhr Einführung 19.30 Uhr Theaterbar ab 19 Uhr
Ort Zimmertheater

www.itz-tuebingen.de



INSTITUT FÜR THEATRALE
ZUKUNFTSFORSCHUNG
IM ZIMMERTHEATER TÜBINGEN



v. l. n. r.: Clara Eiche, Sinem Tuncer, Marvin Feuerbacher, Ellen Lehmann, Michelle Pfeiffer. Foto: Daniel Böckle

Liebe Leserin,
lieber Leser,

wie sieht die Welt von morgen aus? In der momentanen Situation fragen wir uns oft, wie sich die nächsten Wochen und Monate, vielleicht sogar Jahre, entwickeln werden. Wir fragen uns, wie unsere Zukunft aussehen wird.

In dieser Ausgabe beschäftigen wir uns mit verschiedenen Aspekten des Themas: Denn Trends kommen, Trends gehen. Familienplanung ist heute nicht mehr das, was sie früher war. Die Welt dreht sich immer schneller, wird voller und unübersichtlicher - wie unser eigener Schreibtisch (wenn wir mal wieder zu viel prokrastinieren). Das Handy ist unsere Welt, doch wo steht der Mensch? Wo stehen wir, in einem sich stets verändernden digitalen Zeitalter?

Manchmal lohnt sich auch ein Blick zurück, um zu realisieren, dass die Zukunft unausweichlich

ist. Als Studierende stehen wir ganz besonders zwischen dem Jetzt und dem, was kommen wird. Wir arbeiten einfach unsere To-Do-Listen ab, wobei wir uns nicht immer sicher sind, wo hin es danach gehen soll.

→ **Wählen gehen**

- Referat vorbereiten
- Studierendenjob suchen

→ **Einkaufen**

- Auslandssemester - wohin?
- Und dann...?

Da stellt sich die Frage: Leben wir zu sehr in die Zukunft? Diese Unsicherheit macht uns Angst, doch sie kann uns auch Chancen bieten. Wir hoffen, euch mit unseren Artikeln Mut zu machen und zu zeigen, dass ihr selbst ein Teil der Zukunft seid und diese mitgestalten könnt.

Viel Spaß beim Lesen wünscht eure Chefredaktion:

Clara
Eiche

Clara Eiche
Chefredaktion Online

Sinem Tuncer
Marvin Feuerbacher

Sinem Tuncer
Chefredaktion Online

Ellen Lehmann
Marvin Feuerbacher

Ellen Lehmann
Herausgeber

Michelle Pfeiffer
Michelle Pfeiffer

Michelle Pfeiffer
Chefredaktion Print

→ Und jetzt ab ins Heft mit euch!

IN DIESEM HEFT



Instagram: kupferblau_redaktion
Facebook: Kupferblau
Twitter: Kupferblau
Website: www.kupferblau.de

- 06 Studileben: Früher und Heute
- 09 Rätselseite
- 10 Emotionensalat
- 14 Schöne neue Welt
- 17 In Schlaghose Richtung Zukunft
- 20 Prokrastination
- 22 Mehr als Menschen?
- 25 Pille, Palle - Verhütungsfalle
- 27 Utopie oder Dystopie?
- 29 Die neue Schriftlichkeit
- 31 Die Zukunft der Korallen
- 38 Vier Artikel zu Kommunalpolitik
- 46 Ein Kairos auf dem Österberg
- 50 Ohne Worte: Estate im Fotointerview
- 56 Musikmanagement in der Stiftskirche
- 60 First Generation Academics
- 62 Vom Schwabe in Barcelona

KUPFERPLAUSCH
KUPFERPLAUSCH
KUPFERPLAUSCH
KUPFERPLAUSCH



KUPFERPLAUSCH
KUPFERPLAUSCH
KUPFERPLAUSCH
KUPFERPLAUSCH

Studileben: Früher und Heute



Foto: Sophie Noel

Aus meinem Zimmer im Französischen Viertel verbinde ich mich digital mit Menschen, die früher in Tübingen studierten. Sie erzählen von der unrenovierten Altstadt, dem Immatrikulieren vor Ort, von teils rappelvollen Hörsälen oder dem Fehlen von Internet und nehmen mich und die Kupferblau-Leser*innen mit auf eine Zeitreise, weg von der Corona-Pandemie, hin zu anderen Selbstverständlichkeiten.

„Tübingen ist von einer idyllischen Studentenstadt beinahe zu einer Großstadt geworden“, so **Martin Blümcke (86)**. Er studierte hier 1955 bis 1965 Germanistik, Geschichte und Volkskunde. Seine aus dem heutigen Polen geflüchtete

Familie zog 1955 von Rheydt bei Mönchengladbach nach Reutlingen. Von dort aus pendelte Blümcke nach Tübingen. Er selbst beschreibt sich als „Student ohne jeglichen Abschluss“. Zu seiner Studienzeit gab es das Staatsexamen oder den Doktor. Das Studieren war für Blümcke „wertvoll“, denn so habe er sich Wissen angeeignet und die Möglichkeit gehabt, 1966 als Kulturredakteur zum SDR-Rundfunk zu gehen. Die Arbeit lag ihm gut und so verlor er seine Promotion aus den Augen und widmete sich ganz dem Rundfunk, wo er ab 1970 29 Jahre lang die Redaktion *Land und Leute* leitete. In den 50ern und 60ern gehörten DinA5-kleine Mappen mit Ringverschluss und ein Kugelschreiber zur Grundausstattung. Doch nicht nur der Schreibblock war anders, sondern auch die Stadt. Diese hat sich gewandelt, das

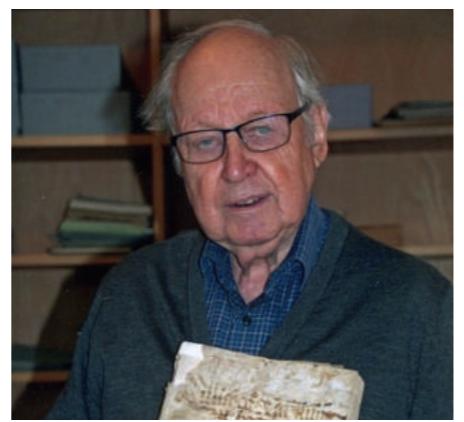


Foto: Martin Blümcke

Gelände der Kliniken war einmal eine landwirtschaftliche Fläche und den „wahnsinnigen Verkehr“ hat es nicht gegeben. So schildert Blümcke: „Da ist man die Wilhelmstraße noch hoch und runter gelaufen und nur ab und zu kam ein Auto vorbeigefahren“.

1971 wurde die Volkskunde in Tübingen deutschlandweit erstmals umbenannt in Empirische Kulturwissenschaft bzw. EKW.

Volkskunde, Germanistik und Landesgeschichte waren Studienfächer von **Dr. Christel Köhle-Hezinger (76)**. Die Esslingerin begann 1966 das Studium und ging nach dem dritten Semester nach Bonn und Zürich. 1975 promovierte sie in Tübingen am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft (LUI). 1998 baute sie in Jena einen – von der EKW geprägten – neuen Studiengang Volkskunde/Kulturgegeschichte auf. Sie selbst war Studentin am LUI, als das Fach sich von der NS-missbrauchten Volkskunde abwendete. „Das ist schon ein Erlebnis, man wird Zeitzeugin...“. Für sie war das Studium an anderen Universitäten wichtig, um zu lernen, mit verschiedenen Ansichten umgehen zu können und die kritische Auseinandersetzung mit der Volkskunde der NS-Zeit aufzuarbeiten, jedoch nicht die ursprünglichen Themen der Volkskunde zu vergessen.



Foto: Dr. Christel Köhle-Hezinger

Das Studium war für sie „eine Schule der Toleranz und Offenheit“. „Ich hab mich eingewöhnt“, sagt sie lachend. Ihr erstes Zimmer – WGs gab es noch nicht – hatte sie bei der Jakobskirche, hinter der Küche des Vermieters. Das 55 DM-billige Zimmer mit Ofenheizung

„war eine Räuberhöhle.“ Später wohnte sie am Ulrichdenkmal – in einer ehemaligen Dienstmädchenkammer unter dem Dach, ohne Wasser, mit einem Fenster von 30 auf 30 Zentimetern. Ein WC gab es zwei Stockwerke tiefer, welches Köhle-Hezinger nur bis 22 Uhr benutzen durfte. Das dritte Quartier war eine Einliegerwohnung am Neckar.

In ihren Zimmern war sie jedoch selten: Die eigentliche Heimat war das LUI auf dem Schloss. Dort gab es sogar einen Kühlschrank und Fernsehen. Eine ehemalige Dunkelkammer war zu einer kleinen Kneipe umfunktioniert. Für Köhle-Hezinger waren die Doktoranden „wie große Brüder“ – so habe man als Anfängerin schon mitbekommen, wie es sei zu forschen, eine Doktorarbeit zu schreiben. Bei den Recherchen musste man damals „aus Büchern exzerpieren auf Karteikarten, von Hand“. Ab den 70er Jahren „kamen die Papierfluten – man kopierte alles, aber man hat es damit ja noch nicht im Kopf!“.

ist der ganze Vorgang, in dem man mit dem Adressaten in Verbindung ist, viel ganzheitlicher als in dieser schnellen, technischen Zeit“.

Apropos Technik: Die Hausarbeit hat der Theologiestudent mit der Schreibmaschine verfasst. Den Wandel von einer mechanischen, hin zu einer (rund 400 DM-teuren) elektrischen Schreibmaschine mit Korrekturtaste, beschreibt er als einen „echten Quantensprung“.

Im Studium war ihm vor allem Freundschaft wichtig. Seine Clique „schwätzte“ gern oder stellte Theaterstücke auf die Beine. Als die angeblichen Hitlertagebücher aufgetaucht sind, haben sie „auf einer Weihnachtsfeier ein Stück zu den aufgetauchten Luthertagebüchern gespielt“.



Foto: Sophie Noel

In seiner Studienzeit „war Stricken sehr modern“, erzählt **Ernst-Dietrich Egerer (60)** schmunzelnd. Der gebürtige Neuffener studierte von 1981 bis 1987 Evangelische Theologie und lebte meist im Stift – außer 1983, da war er in Bern. Griechisch und Hebräisch lernte er 1980 auf einer kirchlichen Hochschule in Neuendettelsau. Heute arbeitet er am Pfarrseminar bei der Vikarsausbildung der Landeskirche in Stuttgart-Birkach. Die schönste Zeit seines Studiums war für ihn in Bern, da Tübingen für ihn zu „riesig“ war. Hier war damals die größte Evangelisch-Theologische Fakultät weltweit, mit 2.500 Studierenden. In den Vorlesungen „saß man dann teils ganz hinten oder auf dem Boden“. In Bern gab es keine Seminare mit teils 60 Leuten, „sondern, da waret mer vielleicht 15“. Egerer schrieb in seiner Studentenzeit gern Briefe: „Da



Foto: Dr. Bora Tuncer

Dr. Bora Tuncer studierte von 1980 bis 1984 an der Uni Tübingen. Da er damals noch seinen türkischen Pass besaß, sollte er vor Start seines Zahnmedizinstudiums zwei Semester lang das Leibniz-Kolleg besuchen.

Das Leibnitz Kolleg ist eine Einrichtung der Universität, die 1948 ins Leben gerufen wurde und die es auch heute noch gibt. Hier haben Studierende die Möglichkeit, ein einjähriges Orientierungsstudium zu besuchen, propädeutische Kurse zu belegen und ein Studium generale und sociale zu absolvieren.

„Die Zeit im Leibniz-Kolleg hat mich besonders, vor allem intellektuell, geprägt“, erzählt Tuncer voller Nostalgie. Er selbst konnte in den zwei Semestern nicht nur den für sein Studium nötigen Lateinschein machen, sondern auch in ganz andere Fachrichtungen, wie die vergleichende Musik, reiseabnunnen.

Tuncer war von Studienbeginn an Teil einer singenden Verbindung, wohnte im Verbindungs- haus und erinnert sich noch sehr gerne an das gemeinsame Essen und die großen Feiern dort. Zwar haben sie damals keine Trinkspiele gespielt, aber hatten trotzdem eine Menge Spaß, vor allem unter der Woche, denn „Tübingen war damals dafür bekannt, unter der Woche voll zu sein und am Wochenende wie eine Geisterstadt“.

Christiane Schenck studierte an der Universität Tübingen und arbeitet als Journalistin. Sie schreibt für verschiedene Zeitungen und Magazine. Sie ist auch als Autorin tätig und hat mehrere Bücher veröffentlicht. Sie lebt in Tübingen und ist verheiratet.

Als das Examen näher rückte, beschloss er, sich eine eigene Wohnung zu nehmen. Auf die Frage, wie das damals finanziert war, meint Tuncer, dass Teppiche zu verkaufen sein Nebenjob gewesen sei. All diese Erfahrungen bringen ihn zu dem Schluss, dass das Studieren die wichtigste Zeit seines Lebens war. Er empfiehlt allen



Foto: Justus Christiani

Studierenden daher umso mehr, diese Zeit zu genießen und nicht zu verbissen zu sein.
„Wenn ihr was macht, macht es mit Freude, setzt euch nicht unter Druck, schaut auch mal rechts und links vom eigenen Fach und nehmt die Scheuklappen ab“.

In Tübingen wohnte sie in einer Siebener-WG: „Das Haus war ziemlich verrutzt und beim Vorstellungsgespräch wurde ich in der verrauchten Küche empfangen“. Schlussendlich freundete sie sich aber mit ihren Mitbewohner*innen an und genoss die Zeit in dem Elf-Quadratmeter-Zimmer für 240 DM. (Geschätzt kostete der Tübinger Wohnraum durchschnittlich um die

“Ich weiß nicht, wie man studiert hätte, wenn wir uns damals in einer Pandemie befunden hätten. Wir haben ganz analog studiert”, sagt **Julia Christiani (48)**. Sie begann ab 1994 ihr waren auch viel im Clubhaus auf Partys. In der Mensa Wilhelmstraße gab es auch das Fest auf zwei Ebenen. Da gab es je Stockwerk eine andere Musik-Art”.

14 Semester langes Studium des Magisters in Germanistik, Kunstgeschichte und Italienisch. Heute ist sie in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bundesweiten Geschäftsstelle der Polizeilichen Kriminalprävention der Länder und des Bundes in Stuttgart tätig.	Um sich einen Stundenplan zu erstellen, ging sie im ersten Semester mit einer Freundin einfach in den Brechtbau in irgendein Professorenbüro. „In den Regalen stapelten sich haufenweise Bücher. Der Professor saß mit Zigarre im Raum. Ihnen fragten wir, was man belegen sollte und
--	---

Das Internet war damals noch nicht so gut ausgebaut und sie musste jedes Mal ins Rechenzentrum gehen, um Mails zu verschi- cken. Erste Annäherungen an das Internet gab es erst 1999 in einem einführenden Internet- kurs. Als sie 1997 für ein Jahr in der italieni- schen Stadt Urbino studierte, konnte Christiani nur ab und zu nach Hause (Neuffen) telefonie- das haben wir dann besucht". Für Christiani hat sich Tübingen kaum verändert: „Die Leute sind abends immer noch am Marktplatz, wie wir damals. Mir kam Tübingen schon damals wie eine Insel vor. Als ich ab und zu aus Tübingen rausfuhr, dachte ich mir: Jetzt verlasse ich wieder die Blase der Glückseligkeit. Da war ich auch manchmal ganz froh“.

Danke, an all die Menschen, die sich bereit erklärt haben, aus dem Nähkästchen zu plaudern!



Sophie Noël (20)

Die Zukunft war mal das
Morgen von Gestern.



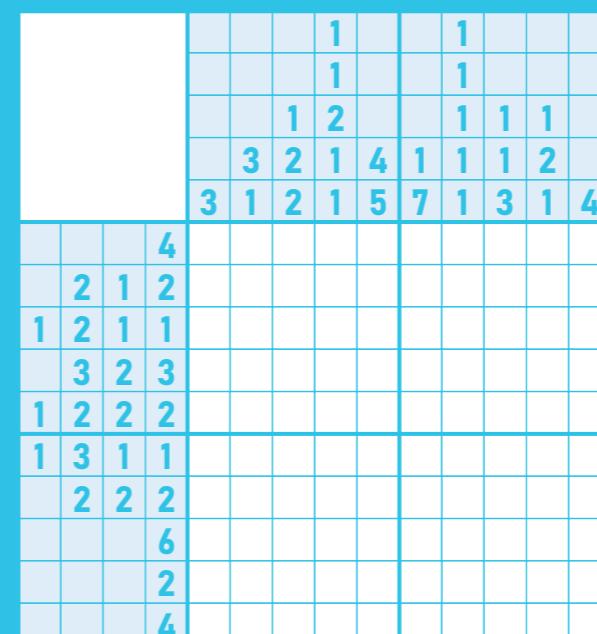
FINDE DIE FEHLER!



Förerätsel: Jasmin Tran & Jonathan Kamzolak

NONOGRAMM

How to Nonogram:



KUPFERPLAUSCH

LÖSUNG & MEHR AUF SEITE 65! —



Emotionensalat

Angst, Besonnenheit, Hoffnung, Wut...

Freude



Angst

Leuteeee, was geht bitte gerade in der Welt ab?

Habt ihr's mitbekommen? 😱

Das Virus wird uns alle ausradieren, die Krankenhäuser werden nicht mehr klarkommen, wir werden nicht mehr auf die Straße gehen dürfen, was ist das bitte noch für ein Leben????? 😱 😭

Besonnenheit

Leute, jetzt mal ganz langsam, so leicht lassen wir uns nicht unterkriegen 💪 Am Impfstoff wird geforscht und der Lockdown ist nur temporär, um die Gesamtsituation zu entlasten. Wir müssen jetzt Ruhe bewahren und uns Schritt für Schritt vorwärts bewegen



Hoffnung

Ich kann @Besonnenheit nur zustimmen! Der Lockdown kann auch was Positives sein, weil er uns Zeit schenkt, mit der Situation umzugehen 😊

Angst

Positiv???????

Sag das mal meiner Tante, die ihr Café schließen musste und nicht weiß, woher sie das Geld für die Miete bekommen soll... 😢 😱

Die Städte werden nach und nach eingehen, dann bleiben nur noch Ruinen zurück, die den zukünftigen Generationen als Mahnmal dienen, wie schnell alles vorbei sein kann – wenn es überhaupt noch zukünftige Generationen geben wird... 💀

Melancholie

Ach ja, die guten alten Zeiten 😊 Als wir noch unbedacht dicht an dicht auf der Tanzfläche standen, Mundschutz nur aus dem Krankenhaus kannten und auf der Straße mit wildfremden Menschen Umarmungen ausgetauscht haben 😊

#freehugs



Erinnert ihr euch noch? ❤️❤️

Wut

Natürlich erinnern wir uns noch daran, das war bis vor wenigen Monaten noch unser Leben

@Melancholie 😭

Dieses Rumgeschwafel über alte Zeiten bringt uns gar nichts. Was wir jetzt brauchen, sind Fakten!

Angst

Das sag ich ja die ganze Zeit, wir sind verloren! Aus diesem Dilemma gibt es keinen Ausweg mehr



Besonnenheit

Leute, also wirklich, jetzt bleibt mal cool! Diese Panikmache und das Rumgezeter machen die Lage auch nicht besser. Wir müssen uns jetzt solidarisch zeigen, zusammenhalten und aufeinander aufpassen 📚

Melancholie

Aufeinander aufpassen... So wie früher, wenn wir mit Freunden und Freundinnen auf Konzerten waren und Angst hatten, uns in der großen Masse zu verlieren... Wisst ihr noch, wie unbeschwert das Leben damals noch war? 😍 😢

Wut

Fängst du schon wieder an @Melancholie??? 😭

Hoffnung

Ich vertraue darauf, dass wir gestärkt aus dieser Situation herauskommen werden 😊 Dann finden auch wieder Konzerte statt, die Straßencafés und Bars werden wieder voll sein und niemand muss im Bus oder der Bahn Mundschutz tragen 😊

Wir werden das Leben wieder ganz neu wertschätzen können 😊

Freude

Ihr dürft nicht vergessen, Leute, dass wir gerade Geschichte mitschreiben! 😊

Angst

Geschichte mitschreiben - hast du keine anderen Sorgen @Freude? Vielleicht sterben wir auch alle an dem Virus. Und wer schreibt dann das Ende deiner tollen Geschichte auf??? Wir jedenfalls nicht... 😢

Besonnenheit

Ich glaube, das führt zu nichts! Wir können alle nichts an dem Fakt ändern, dass wir in Zeiten einer Pandemie leben. Jede Emotion ist berechtigt! Wir müssen uns gegenseitig stärken, nicht herunterziehen 🙏

Freude

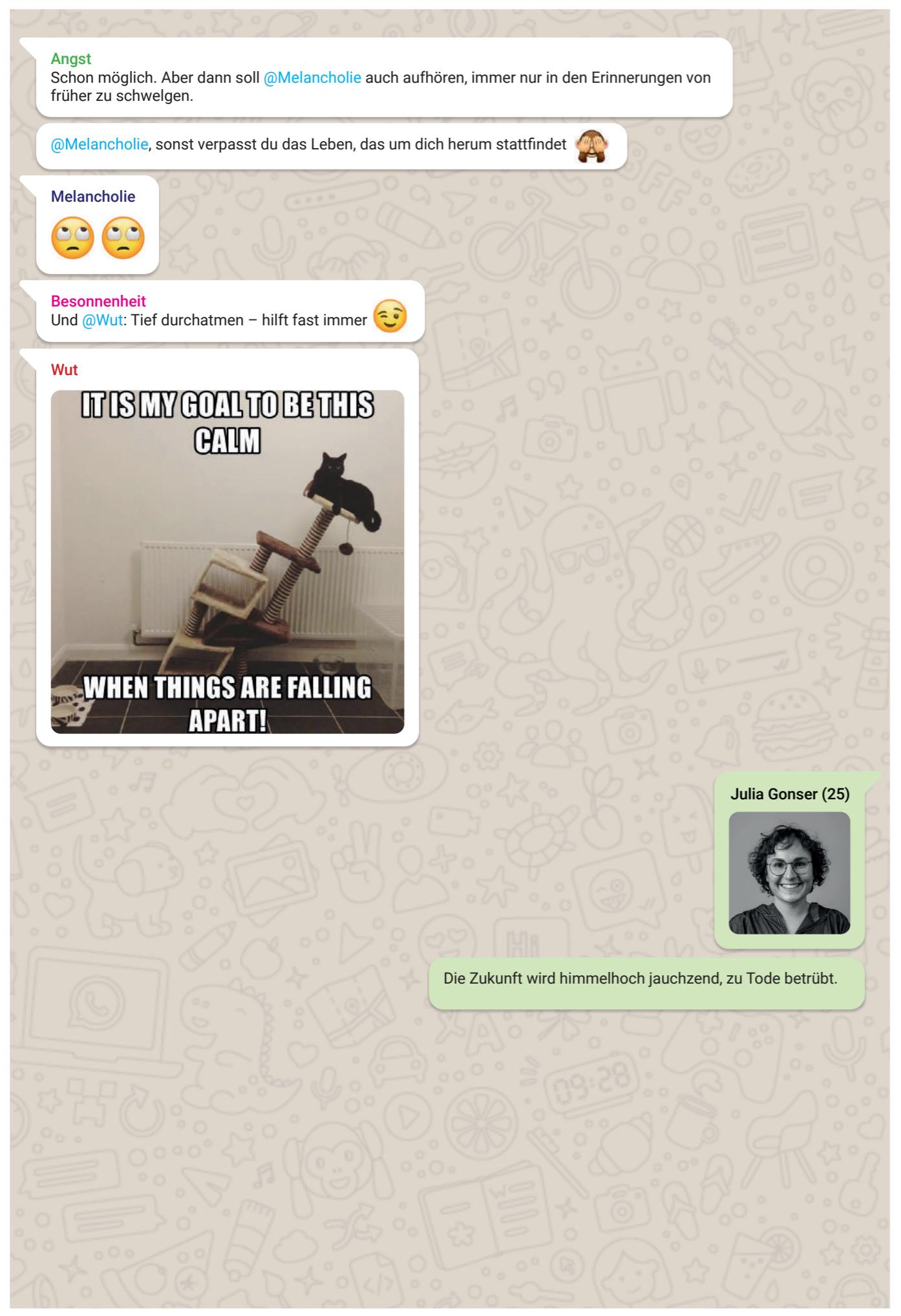
Genau! Dafür sind wir ja eine Gruppe! Nur zusammen sind wir vollkommen ❤️ @Angst, ich kann dich vollkommen verstehen, es ist eine Zeit der Unsicherheiten, aber versuche auch ein wenig, den Punkt von @Hoffnung zu verstehen, es werden auch wieder bessere Zeiten kommen...

DOSSIER

DOSSIER

DOSSIER

DOSSIER



DOSSIER

DOSSIER

DOSSIER

DOSSIER



SCHÖNE NEUE WELT

In den letzten 70 Jahren veränderten sich die sozialen Strukturen der Weltgesellschaften durch den Zweiten Weltkrieg, die Globalisierung, die Technisierung und den globalen Markt.

Nie war die Menschheit so weit – aber was jetzt?

Wir waren in der Postmoderne angekommen, in der Wissen und Information an neuem Wert gewannen und selbst zu Gütern wurden. Das allgemeine Bildungsniveau stieg an und das alles vernetzende Internet begann, sein mächtiges Eigenleben zu entwickeln. Menschen erlangten Zugang zu sozialen Netzwerken und regelrechten Fluten von Informationen. Vor allem in der westlichen Welt lebten sie plötzlich ein Leben in einem schnell zur Gewohnheit gewordenen Wohlstand. Bildung war nie zuvor so erreichbar.

Wissen aus aller Welt, zwei Swipes entfernt auf den Supercomputern in unseren Hosentaschen. Dienstleistungen, jetzt gleich, am besten schon gestern, das wollen die Leute von heute. Wir selbst sind zu mobilen Rohstoffen auf dem heutigen Weltmarkt von Angebot und Nach-

frage geworden – und als solche werden wir gehandelt. Es folgt die Singularisierung der Arbeits- und Lebenswelt, in der das Individuum mit seiner ganz persönlichen Mischung von Erfahrungen und Kompetenzen herrlich einzigartig, individuell und frei auf der Marktwaage landet.

WIR INDIVIDUALISIEREN UNS!

Die ganze Welt dreht sich nur um uns selbst, unsere Entfaltung, wie wir uns selbst darstellen und wer wir sein wollen. Niemand darf etwas dagegen sagen, Kritiker werden mit der moralistischen Peitsche demunziert, bevor auch nur einer in der Runde ausreden konnte. Ich darf das. Es ist mein Leben. Die Ellenbogengesellschaft tanzt kreisend Tango. Partner, Freunde, sogar Familien sind austauschbar geworden, alles nach unserem Gusto. Es muss zu UNS

passen. Die ganze Welt steht uns offen, Milliarden von Menschen, wir finden schon das Beste. Und in dieser egozentrischen Bubble, die wir um uns errichten, in der wir die Sonne unseres Universums sein wollen, täuschen wir uns selbst, blenden aus, was wir nicht sehen wollen. Dass wir das Produkt sind. Dass wir geformt und analysiert werden, jeder Schritt dokumentiert, unsere Gewohnheiten aufgelistet, wie wir aussehen, wie wir heißen, wen wir sehen, was wir mögen, wo wir hingehen, was wir essen, mit wem wir schlafen, mit wem wir es gerne täten, was unsere Vorlieben, unsere Hobbies sind, welche Seiten wir besuchen, wann wir schlafen, wann wir aufstehen, ja, wahrscheinlich sogar wann wir auf der Toilette hocken, weil wir nicht einmal für diesen kurzen Moment ohne die Bestrahlung unseres Handys auskommen. Wir sind süchtig nach permanenten

UND WIR MÜSSEN ES RICHTEN.

Eindrücken. Wir scrollen durch belanglose, manipulierende Werbung, Posts von Menschen, die künstlich ihr vermeintlich perfektes Leben porträtieren und Nachrichten, welche schreckliche Dinge auf der großen weiten Welt passieren, jede Sekunde, jeden Tag, jede Woche und jedes Jahr. Jede Minute wird allein im Amazonas Regenwald auf einer Fläche von drei Fußballfeldern abgeholt (Quelle: Tageschau), gerodet und zerstört. Das entspricht 4320 Fußballfeldern an einem einzigen Tag, damit wir morgens auch weiterhin unseren Kaffee trinken und unser Nutellabrot schmieren können.

Wir haben Kriege und Hunger auf der „anderen“ Hälfte der Welt, die uns so weit weg erscheint und von der wir doch täglich hören. Verzerrte Informationen, Gewinner, die die Geschichte schreiben. Gier nach dem köstlichen Profit, den das Geschäft mit dem Krieg schon immer abgeworfen hat, schürt die Feuer – und wir sollen glauben, da kämpfen die Guten gegen die Bösen. Kein Problem, solange sie sich gegenseitig mit Waffen aus unseren Fabriken über den Haufen schießen, damit wir unseren Profit aus dem Leid schlagen können.

Was wäre das also? Klimawandel, unsere Natur, pfeifend vom Keuchhusten durch die Verschmutzung unseres Wohlstands, schmelzende Polarkappen, Kriege, vergiftete Böden, deren Ernte wir essen, unzählige Arten und Spezies, ausgerottet, jeden Tag, korrupte und unfähige Politiker, rückgratlose Entscheidungsträger in ewig währenden Diskussionen und geheuchelte Kritik nach außen hin, ohne Handlungen folgen zu lassen.



Die Augen zu verschließen scheint das gängigste Rezept für den Seelenfrieden zu sein, denn auf den Konsum verzichten, auf dem unser Wohlstand beruht, werden wir wohl nicht. Allerdings ist das die Lösung, die uns angeboten wird. Der Konsument allein trägt die Verantwortung, wir müssen jederzeit die vernünftige Entscheidung treffen, zu verzichten oder uns zu maßregeln. Nicht die großen Unternehmen, die genug Hände schütteln und so unvorstellbar viel Kapital zur Verfügung haben, dass Sanktionen gegen deren verheerendes

Handeln bestenfalls eine lästige Fliege darstellen, die ohne spürbaren Verlust beiseitegefegt wird. Den Kopf sollen wir hinhalten – und so richtig gut geht es uns nicht. Laut einer aktuellen Studie gaben 75% aller befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen an, dass sie mit Angst in die Zukunft blicken (Quelle: ZDF). All das wäre schon hart genug, würden wir nicht seit zwei Jahren – mit Luft nach oben, wie es scheint – zu Hause rumsitzen und darauf warten, dass eine Pandemie besiegt wird, an deren Bekämpfung ein bemerkenswert großer Teil unserer Gesellschaften kein Interesse zu haben scheint, geschweige denn überhaupt an sie glaubt. Tagtäglich erleben wir Wissenschaftsfeindlichkeit, gegensätzliche Ansichten, absolute Unfähigkeit zum Diskurs und eine zu großen Teilen derart widersprüchliche Informationskultur unserer Medien und Politik, dass sie selbst die Informiertesten unter uns in tiefer Verwirrung zurücklässt.

Wie unfair. So tun zu müssen, als wären wir schnell genug, um mitzuhalten. So zu tun, als wäre der Preis gerechtfertigt, den die moderne Sklaverei kostet, auf der unsere moderne Hochkultur gründet. Zu wissen, dass Dinge wesentlich leichter zu zerstören als wieder aufzubauen sind, und dass wir es sein müssen, die die Kurve noch kriegen. Doch das müssen wir. Es liegt in unseren Händen, unser Wissen zu nutzen, etwas zu ändern, besser zu machen, die Zukunft neu zu gestalten.



Cedric Kirchhöfer (26)

Die Zukunft kann nicht mit blindem Vertrauen gewonnen werden - wir müssen sie aktiv mitgestalten.



Foto: Yannick Streicher

In Schlaghose — → Richtung Zukunft

„Hey, habt ihr die Platte von Trettmann noch auf Lager?“, fragt der Typ vor mir in der Schlange des Plattenladens den Mitarbeiter.
„Ne sorry, die sind vergriffen. Ich könnte dir aber eine bestellen!, erwidert dieser freundlich. Und ich frage mich, woher sie kommt, diese Sehnsucht nach neuen Alben auf alten Platten.

7:30 Uhr, der Wecker klingelt.

Im Halbschlaf taste ich nach meinem Handy und drücke auf Snooze. Ach, ihr herrlichen zehn Minuten Ruhe vor dem Sturm. Es klingelt wieder. Dieses Mal ertönt nicht der melodische Klang des Weckertons „Harfe“, sondern das schrille, fast schon hysterische Klinnen meines Weckers.

Als ich auch diesen Störenfried der Ruhe und Glückseligkeit im Dunkeln gefunden habe, beschließe ich zu kapitulieren. Bringt alles nichts, das Seminar um 8:30 Uhr ruft. Noch während ich mir hastig die Zähne putze, habe ich schon die Kopfhörer im Ohr. Die Hosts des Podcasts „Presseschau“ teilen mir mit, was ich unbedingt über die Lage der Nation erfahren muss, bevor ich in den Tag

starte. Ich schlüpfe in die alten ausgelatschten New Balance-Sneaker meiner Mutter – ich glaube, sie hat die in den 90ern getragen. Es ist kalt draußen, deswegen rein in die Levis Cordjacke von Papa – die ist bestimmt älter als ich.

Während ich auf den Bus warte, skippe ich durch Spotify. Freitagmorgens gibt es immer besonders viel zu hören, die meisten Artists releases ihre neuen Singles und Alben schließlich in der Nacht von Donnerstag auf Freitag. Wie in letzter Zeit üblich, knallen mir vor allem Oldschool-Beats und harte 80's wie frisch aus den 80ern um die Ohren. Gerappt wird über die gängigen Freuden und Leiden der Generation Z. Es geht darum, wen man auf Tinder nach links swiped, wer von wem geghosted wird und darum, welche neue Marke gerade der Shit ist. Ich wippe mit dem Fuß im Takt und freue mich über diese Verschmelzung von alten Beats und aktuellen Texten. Der Bus kommt. Ich steige ein und überlege kurz, ob ich meinen Roman aus der Tasche krame oder lieber mein Tablet, um noch etwas durch die aktuelle Ausgabe der Zeit zu blättern – oder besser gesagt, zu wischen. Ich mache keines von beidem und lasse mich lieber durch mein Handy von Instagram berieseln.

Ich schaffe es gerade noch so rechtzeitig ins Seminar. Als ich anfangen will mitzuschreiben, stelle ich fest, dass ich vergessen habe, mein Tablet zu laden. So ein Mist, keine Steckdose weit und breit. Ich schaue mich suchend nach jemanden um, von dem ich einen Block und Stifte leihen könnte, aber die Kommiliton*innen um mich herum haben sich auch für Laptops oder Tablets entschieden. Egal, dann halt nicht.

Nach dem Seminar schlendere ich noch ein wenig durch die Fußgängerzone, vorbei an der Filiale einer Modekette mit den neuesten Trends in den Schaufenstern und an Secondhand-Läden voller Klamotten, welche längst



Foto: Yannick Streicher

nicht mehr so neu, aber genauso angesagt sind wie die Teile des Fast Fashion-Giganten. Ich gehe weiter und bleibe schließlich vor einem Plattenladen stehen. Ich hätte große Lust, meine eigenen Kopfhörer gegen

die im Laden zu tauschen, um ein bisschen in alte Platten reinzuhören, habe aber leider keine Zeit. Also weiterhin Bluetooth-Kopfhörer und Spotify anstatt Plattenspieler und Platte.

Wir leben in einer Zeit, in der die Vergangenheit ständig mit der Zukunft verschmilzt. Wir kaufen uns ein neues Handy, weil das neueste Modell bessere Fotos schießt als die meisten Spiegelreflexkameras, aber reißen uns auf Partys darum, einen Moment mit der Sofortbildkamera festzuhalten. Wir shoppen die neuesten Trends auf Zalando, aber ärgern uns, dass Mama die alte Schlaghose nicht mehr hat, die uns vor fünf Jahren nur als Modesünde von alten Fotos in

Erinnerung geblieben war. Der Vokuhila – eine Frisur, über welche bis vor Kurzem nur im Zusammenhang mit einem Witz gesprochen wurde, ist nun besser bekannt als „Mullet“ und der heißeste Scheiß.

Die Auflistung an Trends, von denen man glaubte, sie gehörten längst der Vergangenheit an, ist endlos lang. Egal, ob eine Schlaghose wie aus den 60ern, ein dicker Schnauzbart, welcher seit dem Ende der 70er als verpönt galt, eine Dauerwelle wie frisch aus den 80ern oder fette Buffalo-Schuhe und Raver-Sonnenbrillen als Flashback in die 90er: All das ist wieder da. Ich frage mich, wieso das so ist. Wieso spielen wir die Top 80s-Playlist über unsere Bluetooth-Box ab und kaufen uns das neue Album unserer liebsten Artists auf Platte? Wieso nutzen wir zum Lesen einen E-Reader und wollen trotzdem Bücher im Regal stehen haben? Es scheint beinahe so, als wären wir immer hungrig auf das Neue, auf den Fortschritt, auf die

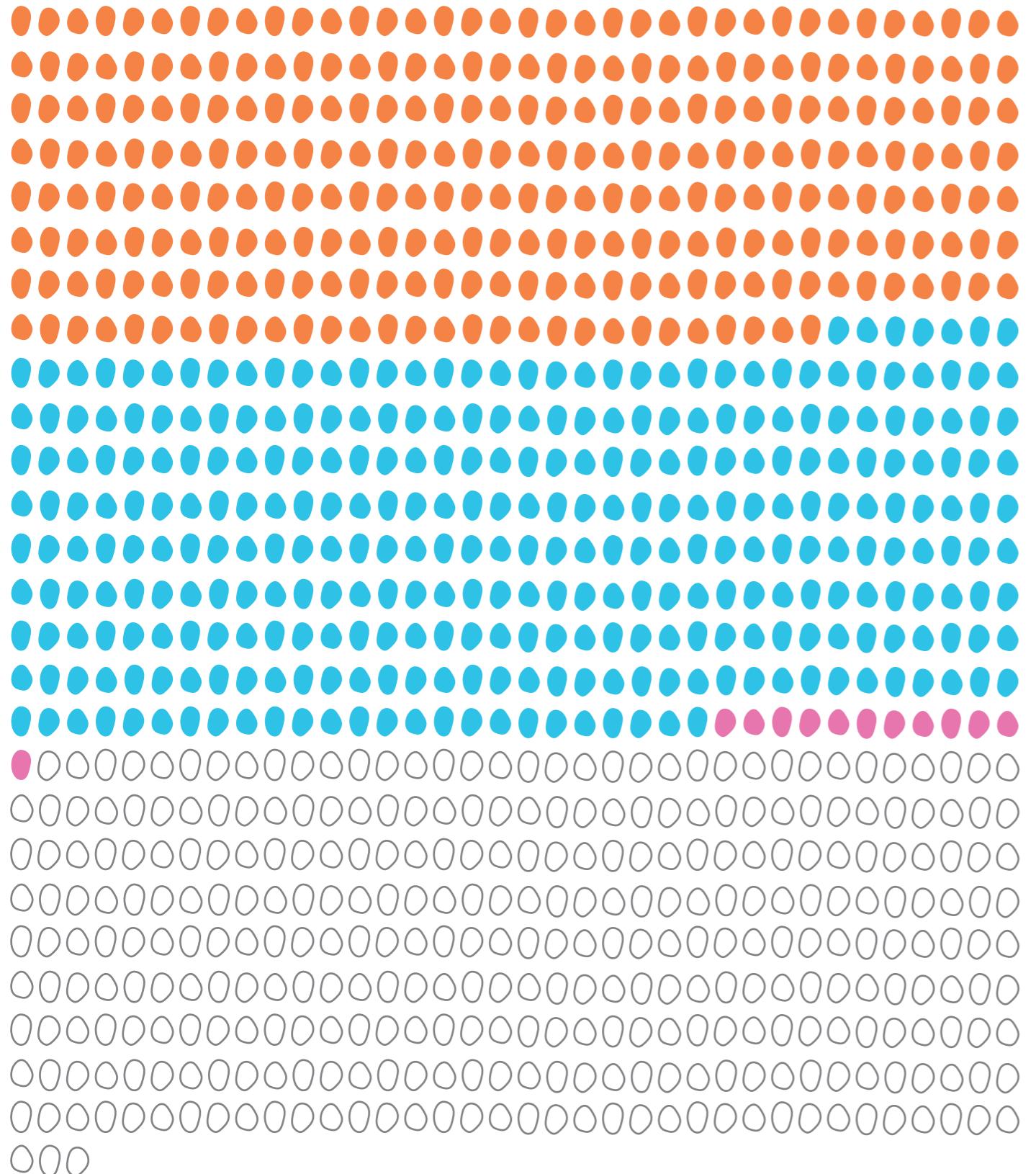
Zukunft, und dennoch sind wir voller Sehnsucht nach dem, was einmal war. Wir lassen die Vergangenheit nicht los, sondern erwerben sie für 14,99€ im Secondhand-Laden, um sie dann feinsäuberlich und zusammengelegt im Schrank zu verstauen.

Vielleicht ist es der verklärte Blick zurück, die rosarote Brille, mit der wir auf das Früher schauen und durch die es so aussieht, als wäre früher alles besser gewesen. Wir wollen die Unbeschwertheit und Leichtigkeit, die wir der Vergangenheit andichten, spüren, aber ohne auf den Komfort zu verzichten, den die Zukunft und der Fortschritt mit sich bringen. Also setzen wir die Bluetooth-Kopfhörer auf, drücken auf Shuffle in der Best of Abba-Playlist, stecken das Handy in den Brustbeutel und machen uns auf den Weg. In Schlaghosen Richtung Zukunft.



Ewa Biermann (22)

Die Zukunft ist Retro.



Prokrastination - Die Zukunft wartet (nicht)?

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe gleich auf morgen!“ Wer kennt es nicht, das ewige Aufschieben von Aufgaben, Abgaben und Entscheidungen. Immer steht irgendwas an, was eben doch interessanter, wichtiger, schöner oder vielleicht auch einfach nur entspannter ist. Dabei stellt sich die Frage: Schieben wir zu viel auf und leben dadurch zu wenig im Moment?

346,2 MONATE ZEIT ZU LEBEN!?

Laut statistischem Bundesamt hat jede*r Deutsche eine Lebenserwartung von circa 80 Jahren (Jungen: 78,6; Mädchen: 83,4). Das sind knapp **960 Monate**. Klingt jetzt erstmal nach unglaublich viel Zeit, jedoch verbringen wir hiervon bereits ein Drittel der Zeit schlafend (**320 Monate** – kann man das fassen? Es scheint ja trotzdem nie ausreichend zu sein). Zudem fällt unsere schon gelebte Zeit weg. Zeit, die schon in der Vergangenheit liegt. Bei einem studentischen Durchschnittsalter von 23,4 Jahren beläuft sich diese zum jetzigen Zeitpunkt auf ungefähr **280,8 Monate**. Verrechnen wir also bereits gelebte Monate, mit den Monaten, die wir schlummernd im Bett (oder auf dem Sofa, in der Uni, im Bus, ...) verbringen, dann sind es plötzlich nur noch 359,2 Monate, die uns zum Leben bleiben! Berechnen wir nun auch noch mit ein, dass wir jeden Tag circa 20 Minuten auf der Toilette verbringen, sind das in 80 Jahren fast **13 Monate** (wobei hier 20 Minuten am Tag vermutlich sogar eher einen Minimalwert darstellen). Es bleiben also schon jetzt nur noch **346,2 Monate** übrig. Innerhalb dieser 346,2 Monate, „müssen“ wir allerdings auch noch arbeiten, essen, duschen, putzen usw. Plötzlich vergeht die Zeit irgendwie ganz schnell. Dennoch scheint uns dies oftmals nicht bewusst zu sein. So schieben wir unsere nächste Abgabe immer weiter in die Zukunft, beenden Beziehungen nicht, obwohl wir wissen, dass sie uns nicht guttun, sind weiterhin mit dieser toxischen Person befreundet, die uns eben

doch immer wieder aufs Neue enttäuscht oder scheuen uns vielleicht auch, einfach neue Bindungen einzugehen, aus Angst davor, was in der Zukunft kommt.

HEUTE, MORGEN, ÜBERMORGEN, ...

Wir leben gedanklich konstant in der Zukunft, packen die Dinge oft weder am Schopf, noch wissen wir, wie wir den eigentlichen Moment genießen können. Dabei ist das Heute von Morgen viel schneller da, als es uns lieb ist. So streichen wir Monat für Monat wieder Zeit von unserer, doch eigentlich recht begrenzten, Lebenszeit weg und blicken schließlich entsetzt und gleichzeitig leicht deprimiert auf dieses Schaubild, das uns verdeutlicht, wie wenig Zeit uns doch eigentlich geblieben ist. Indes schieben wir die Dinge auf, die vielleicht einfach nicht aufgeschoben werden sollten und ärgern uns simultan über unsere Mitmenschen, wenn sie das Gleiche tun. Doch warum ist das so? Warum gelingt es uns nicht, unsere To-Do-Listen einfach Schritt für Schritt abzuhaken?

„Zeit ist nur verschwendet, wenn du sie nie verschwendest“

- SDP, „Zeit verschwenden“

Das liegt wohl einerseits daran, dass auf den Listen meist Dinge stehen, auf die wir wirklich keine Lust haben. Andererseits ist der Gedanke, etwas auf später zu verschieben, so naheliegend und gleichzeitig so bequem – und es funktioniert ja auch meistens. So wird die Hausarbeit, wenn auch auf den letzten Drücker, doch noch rechtzeitig fertig, die Wohnung wird spätestens vor dem nächsten Besuch der

Eltern geputzt und Entscheidungen treffen sich, durch das Aufschieben in die Zukunft, eventuell auch von allein. Das Teuflische daran ist jedoch, dass sich die wirklich großen Beschlüsse eben oftmals nicht von selbst treffen und eine aktive Handlung in der Gegenwart erfordern.

So kann niemand für dich den Studiengang wechseln, wenn dir nicht gefällt, was du machst, niemand beendet für dich ungesunde Beziehungen, die du führst. Das alles kannst nur du! Letzten Endes leidest ja auch nur du darunter. Nur wir selbst verschwenden unsere kostbare Zeit und können bewusst etwas am eigenen Verhalten ändern. Heißt das dann aber jetzt, dass wir Zeit nie verschwenden sollten? Ganz so ist das meiner Meinung nach auch nicht. Denn sind wir doch mal ehrlich, Zeit ist letztlich auch nur verschwendet, wenn man sie nie verschwendet. Wenn wir uns alle in stets funktionierende, konsequent To-Do-Listen abhakende Roboter verwandeln würden, wäre das Leben doch ziemlich langweilig. Trotzdem sollten wir nicht alles in die Zukunft aufschieben, denn unser zukünftiges Ich hat hierauf schließlich auch nicht mehr Lust als unser gegenwärtiges. Hierbei kommt es wohl darauf an, wie wir unsere Zeit verschwenden. Es überkommt einen natürlich mal der totale Suchtfaktor bei einer neuen Serie, oder wir können einfach nicht aufhören, auf Social Media alle möglichen Influencer*innen und Bekannten zu stoltern. Diese Belanglosigkeiten sollten jedoch nicht unseren kompletten Alltag bestimmen und uns von unseren eigenen Zielen und Aufgaben ablenken.

Schließlich reklamieren wir gerade dieses Hin-auszögern wichtiger Aufgaben immer wieder an unseren Regierungen. Wir stellen oft die Anforderung, dass sich die Politik jetzt verändern müsste, um uns allen eine Zukunft überhaupt zu ermöglichen. Wer weiß, ob unsere Kinder sonst irgendwann überhaupt noch von einer Zukunft träumen können?

Nichtsdestotrotz ist es auch etwas scheinheilig, einerseits die Forderung nach einer sofortigen

Mehr als Menschen? - Eine Fragenreihung

Veränderung zu stellen und andererseits im eigenen Leben genau den gleichen Fehler zu machen. Es steht schließlich auch jede*r von uns tagtäglich vor der Wahl, bewusst etwas anzupacken, etwas zu verändern, oder es eben auf morgen zu verschieben. Im Endeffekt gibt es nämlich weder einen Planeten B, noch ein Leben B, in das wir uns flüchten können, wenn es mit diesem ersten hier nicht geklappt hat.

#YOLO

Hier möchte ich nun allerdings auch nicht das große Predigen der Kalendersprüche à la „Träume nicht dein Leben, sondern lebe deinen Traum“ beginnen, so bin ich selbst auch oft genug schon ein Opfer der Prokrastination, also meiner eigenen Bequemlichkeit, und ja, vielleicht auch Faulheit, geworden. Jedoch steckt wohl wirklich ein Funken Wahrheit hinter all den Kalendersprüchen und Instagram Hashtags nach dem Motto: „#YOLO“ oder „Carpe diem“. Die Zeit vergeht offensichtlich deutlich schneller als uns bewusst ist, die Zukunft von heute wird schnell zur Gegenwart und schließlich zur Vergangenheit und dies leider oftmals ohne wirklich große Veränderungen. Es liegt in unserer jeweiligen Eigenverantwortung, aus der Zeit, die wir haben, jetzt und in der Zukunft, das Beste daraus zu machen. Daher versucht mal nicht, alles ewig in die Zukunft aufzuschieben, aber lasst euch trotzdem nicht die wertvolle Zeit rauben, die ihr im Jetzt erlebt, während ihr eigentlich „sinnvollere“ Dinge eurer To-Do-Listen abarbeiten solltet.



Nina Schieting (24)

Die Zukunft ist mir ein großes Rätsel.

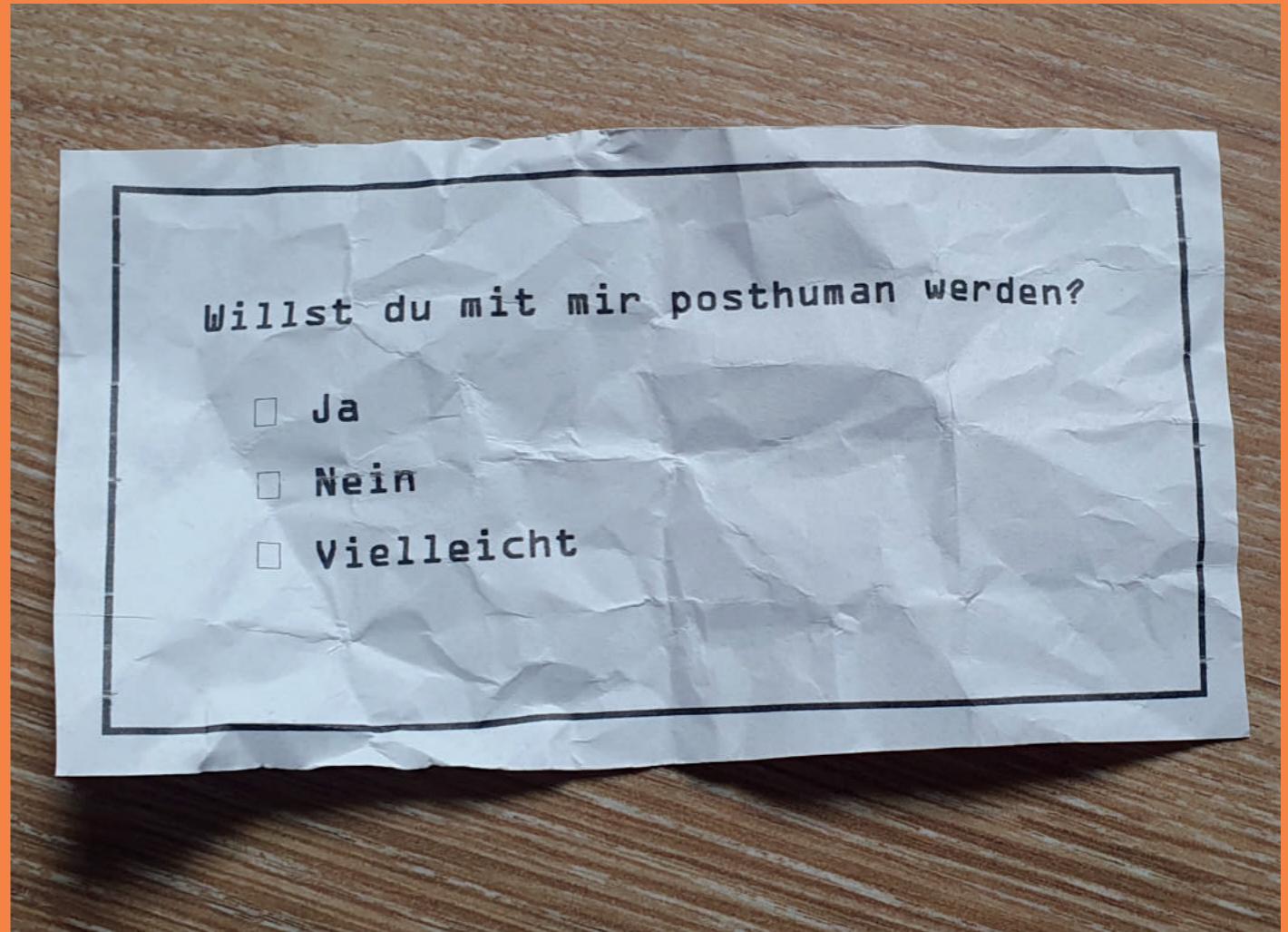


Foto: Isabel Jarama

Roboter, Künstliche Intelligenz, Selbst-optimierung – diese und noch mehr Stichworte fallen häufig im Zusammenhang mit der Zukunft der Menschheit. Science-Fiction in Literatur und Film ist längst keine bloße Phantasie mehr, sondern förmlich der kreative Antrieb für die Forschung von heute und morgen. Aber sollten wir als Menschen wirklich so viel Hoffnung in unsere Technologien stecken? Und wollen wir das überhaupt?

Stell dir vor, du würdest morgen in einer Welt aufwachen, in der jegliche menschliche Mängel überwunden sind. Stell dir vor, die durchschnittliche Lebenserwartung läge nicht bei 90, sondern bei 190. Stell dir vor, wir würden nicht mehr krank, würden kaum noch altern, müssten nicht mehr arbeiten, weil Maschinen alles für uns erledigen. So oder so ähnlich fangen viele Präsentationen an, seien es Vorlesungen oder TED-Talks, die sich mit dem Thema der technischen Forschung beschäftigen. In diesem Bereich taucht auch häufig die Idee des Posthumanismus auf, die Idee, dass der Mensch durch technische „Enhancements“

die nächste Evolutionsstufe schneller erreichen wird. So ein Statement wirft natürlich einige Fragen auf: Wie genau sähe ein posthumanes Leben aus? Was genau definieren wir eigentlich als menschlich bzw. post-menschlich? Wird der Mensch als solcher grundsätzlich aufhören zu existieren? Gibt es überhaupt eine nächste Evolutionsstufe der Menschheit oder sind wir schon das Endstadium? Wie so oft in den Geisteswissenschaften, ist es auch hier schwierig, zu einer einheitlichen Antwort zu kommen. Zu schwammig sind die Vorstellungen davon, was in der Zukunft möglich sein wird, ganz zu schweigen von der Moral des Ganzen.

Wie weit dürfen wir über uns hinauswachsen? Heute leben wir in einer Welt von kurativer Internetpräsenz, von Fabriken, die fast ausschließlich automatisch laufen und von großen Persönlichkeiten, die von humanoiden Robotern träumen. Elon Musk präsentierte im vergangenen August den Tesla-Bot, der die Menschen in Zukunft von körperlicher Arbeit ablösen soll, aber langsam genug sei, dass man zur Not „vor ihnen weglaufen könnte“. Beruhigend, nicht wahr? Auch in Deutschland, im kleinen Tübingen, wird groß gedacht. Beispielsweise wurde 2016 das sogenannte Cyber Valley gegründet. Dort wird mit Unterstützung von Großkonzernen wie Amazon oder Daimler an Künstlicher Intelligenz geforscht – mitten in Tübingen, wo man im Alltag noch ständig in Funklöcher gerät und die Online-Plattformen der Uni regelmäßig kollabieren. Von der Bevölkerung wird diese Entwicklung mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Die „Amaz-No“-Sticker findet man an jeder Ecke, als Kritik an der Machtausübung kapitalistischer Unternehmen in der Forschung. Gleichzeitig röhrt sich unsere kleine Universitätsstadt aber auch ihrer Zukunftsgewandtheit.

Das Thema ist also, gelinde gesagt, kontrovers. Wir können uns Fragen über Fragen stellen. Kommt die ethische Komponente zu kurz, wenn wir über „Human Enhancements“ reden? Sollte der Mensch überhaupt so unbesiegbar werden? Haben wir nicht als Spezies schon genug Schaden angerichtet, als dass wir uns nun herausnehmen sollten, ewig zu leben? Wäre ein technologischer Posthumanismus nicht eine Art, die natürliche Entwicklung einer Spezies unnötig und unreflektiert zu beschleunigen? Sollten wir uns zufrieden geben mit dem, was die Natur uns gibt? Was wären die Konsequenzen von posthumanen Enhancements? Würde nicht zwangsläufig eine Zweischichten-Gesellschaft entstehen, wenn wir sie nicht allen Menschen zugänglich machen?



Die „Amaz-No“-Sticker findet man in Tübingen an jeder Ecke. Foto: Isabel Jarama

Spätestens die Corona-Krise führt uns vor Augen, wie begrenzt der Mensch in seinem Wesen doch noch sein kann. Nicht nur, was körperliche Schwächen angeht.

„So viel Wissen über unser Nichtwissen gab es noch nie“

- Jürgen Habermas, 2020

Nein, vor allem auch in Sachen mentaler und emotionaler Kapazität ist der Mensch oft egoistisch, selten rational und fast immer voreingenommen. Was nicht heißen soll, dass wir durchweg böse sind – die Frage ist nur, ob der Mensch all seine Makel wirklich überwinden kann oder sollte. Unser ewiger Optimierungsdrang lässt uns ein Ideal verfolgen, von dem wir nicht einmal wissen, ob wir es erreichen können und wenn ja, ob wir uns damit zufriedengeben würden. Mit der Zufriedenheit ist das allerdings so eine Sache. Sie entsteht meist

nicht aus den äußeren Umständen, sondern daraus, wie wir eine Situation beurteilen. Welchen Anspruch wir haben und auf welche Aspekte unseres Lebens wir uns konzentrieren wollen. Es beginnt alles im Kopf, ob wir nun unser persönliches Leben oder die Zukunft der Menschheit betrachten. Und auch, wenn dieser kleine Artikel nicht alle Fragen dieser Welt beantworten kann, so inspiriert er vielleicht die eine oder den anderen dazu, einen Gedanken-spaziergang zu machen und vielleicht selbst Antworten für sich zu finden.



Isabel Jarama (21)

Für die Zukunft wünsche ich mir weniger Fragezeichen.

Pille, Palle – Verhütungsfalle



Foto: Jonathan Kamzelak

Ich war jahrelang eine harte Verfechterin der Pille. Immer wieder stellte ich mir die Frage, warum es überhaupt Frauen gibt, die andere Verhütungsmethoden benutzen. Mit der Zeit weichte diese Einstellung immer mehr auf und ich verstand, warum viele sich davon abwenden. Noch ein bisschen später musste ich sie ebenfalls absetzen. Ich hatte immer wieder ganze Wochen, in denen ich praktisch nicht mehr aufhören konnte zu weinen. Mir kam es so vor, als gäbe es überhaupt nichts Schönes mehr und alles wäre schlecht. Trotzdem habe ich noch erschreckend lange gebraucht, um den Schritt von „Ich habe depressive Phasen – ich sollte die Pille absetzen“ zu „Ich setze die Pille tatsächlich ab“, zu gehen.

Der Grund dafür: Meine Libido war nicht beeinflusst, sofern ich natürlich nicht gerade am Weinen war – und ich wollte weiterhin nicht schwanger werden. Außerdem stellte mir eine Bekannte die Frage: „Wenn du jetzt ein Kind bekämst, würde dich das nicht noch unglücklicher machen?“, und das gab mir wirklich zu denken. Nicht weil ich Kinder hasse, sondern einfach, weil jetzt garantiert nicht der richtige Zeitpunkt ist. Nicht nur aus finanzieller Sicht, sondern natürlich auch auf meine Zukunft bezogen. Eine große Angst, die bei mir immer hinter solchen Entscheidungen steht, ist, aus Versehen in die Rolle einer 50er Jahre-Hausfrau zu rutschen, wenn ich zu früh Kinder bekomme. Klar, vielleicht könnte ich jetzt durchkommen mit Kind, aber sicher nicht alleine und sicher nicht ohne viele meiner Träume aufzugeben und womöglich irgendwann aufzuwachen und Kinder und Haus (bzw. Mietwohnungsversorgung) als einzigen Lebensinhalt zu haben.

Genau deshalb stellte sich mir, nachdem ich die Pille abgesetzt hatte, die Frage, wie es nun weitergehen sollte. Zunächst war ich in dieser Hinsicht allerdings sehr naiv. Obwohl ich von Freunden die ganzen Horrorberichte gehört hatte über geplatzte Kondome, gerissene Ketten und unerträglichen Schmerzen durch Spiralen, war ich im ersten Moment einfach nur froh, wieder ich selbst zu sein, ohne Hormone.

Es kam mir so vor, als wäre ich in eine Disney-Prinzessinnen-Welt gestolpert, nachdem ich die Pille abgesetzt hatte. Die Welt schien mir ein bisschen bunter, die Vögel sangen lauter und ich war wieder in der Lage, das Leben voll zu spüren. Dieses Gefühl setzte bei mir jedoch erst nach einer Woche ein. Die ersten drei Tage ohne Pille waren die Hölle. Als ein Kumpel mich fragte, wie es mir ging, weinte ich einfach ohne Vorwarnung los.



Foto: Jonathan Kamzelak

Sowohl meine letzte Down-Phase als auch das High danach gingen irgendwann vorbei. Das Leben ging weiter, aber meine Probleme erschienen mir auf lange Sicht trotzdem nicht mehr so dramatisch und tragisch wie auf Hormonen. Um nicht wieder auf Hormone gesetzt zu werden, musste ich mich allerdings ganz schön durchsetzen. Voller Vorfreude habe ich kurz nach dem Absetzen der Pille einen Termin bei meiner Frauenärztin gemacht, um über andere Verhütungsmethoden OHNE Hormone zu sprechen. Das Gespräch war sehr ernüchternd.

Egal was ich sagte, meine Frauenärztin wollte mir immer nur Hormone andrehen. Erst in weniger hoher Dosierung, dann als Spirale, oder als Stäbchen unter der Haut - fast so, als würde sie von Pharmakonzernen bezahlt werden.

Ich ließ mir dann noch die Größe meiner Gebärmutter untersuchen, (für 40 (!!) Euro, die die Krankenkasse nicht übernimmt) um wenigstens zu wissen, ob eine Spirale bei mir in Frage käme.

Nach dem Gespräch hätte ich wieder weinen können. Diesmal aber nicht durch Hormone, sondern weil sie mir wieder angedreht werden sollten. Auf den ersten Blick schienen mir also nur noch drei Optionen zu bleiben: Schwanger werden, Kondome benutzen oder einfach mit Sex aufhören. Eine Langzeitlösung schien mir aber keine der Optionen zu sein. Das Problem mit der Verhütung ist leider kein Einzelproblem

von mir. Wie bei vielen Themen, die nur Frauen etwas angehen, merkt man erst, sobald man anfängt darüber zu sprechen: Es geht fast allen genauso. Keine Frau, die ich kenne, ist zu 100 Prozent zufrieden mit der Art, wie sie verhütet. Und Verhütung ist leider nach wie vor vor allem Frauensache. Was in den 50er und 60er Jahren als Befreiung für Frauen galt – die Chance, die Pille zu nehmen und sich gegen eine Schwangerschaft zu entscheiden – fühlt sich gerade eher wie ein angelaufener, goldener Käfig an. Seit ihrer Erfindung wurde erschreckend wenig an der Rezeptur der Pille verändert. Die sogenannten mehreren Generationen setzen auf praktisch die gleichen Hormone wie früher, nur in anderer Dosierung und durch andere Herstellung. Trotzdem wir die Pille Frauen und Menschen mit weiblichen Geschlechtsorganen immer noch als Wundermittel gegen alle Beschwerden die es mit sich bringt, einen Körper mit einer Vagina zu besitzen, verschrieben.

Ich persönlich empfinde es als eine sehr bedrückende Vorstellung, mir die nächsten 30 bis 40 Jahre immer wieder Gedanken über das gleiche Thema machen zu müssen. Noch schlimmer ist es für Frauen, die von Anfang an wissen, dass sie nie Kinder haben wollen. Eine Sterilisation zu bekommen ist für Frauen ebenfalls sehr schwierig. Viele Ärzte wollen sie nicht durchführen, weil sie Angst haben, die Patientin

könnte es später bereuen. Nach wie vor sind diese allerdings auch mit einem gewissen Risiko verbunden. Was ich damit ausdrücken möchte: Als Frau* oder Person mit weiblichen Geschlechtsorganen ist es manchmal sehr schwer, die Entscheidungen über den eigenen Körper einzufordern. Wenn ich daran denke, wie oft in Räumen, in denen nur Männer sitzen über Abtreibung oder andere Praktiken, die eigentlich hauptsächlich Frauen* etwas angehen, diskutiert wird, wird mir schlecht.

Auch wenn es beim Thema Abtreibung durch die neue Ampelkoalition wenigstens einen kleinen Lichtblick gibt. Es ist schön, dass zumindest Abtreibungen zu „bewerben“ nicht mehr verboten sein soll. Ein Ersatz zur Verhütung ist das zwar nicht, aber wenigstens die Chance, auch mit geplatztem Kondom nicht plötzlich vor geplatzten Träumen zu stehen.

Trotz allem sieht die Zukunft, was Verhütung angeht, schlecht aus – einfach aus dem Grund, weil sich nichts zu ändern scheint. Oder jedenfalls nicht schnell genug, um der jetzigen Generation von Frauen* von großem Nutzen zu sein.



Ronja Hornik (24)

Die Zukunft ist das, was wir daraus machen.

Utopie oder Dystopie?

Eine Überlegung über die Zukunft



Foto: Holly Geiß

Es wird viel über die Zukunft spekuliert. Menschen denken darüber nach, ob es eine Volldigitalisierung geben wird, ob die Erfindungen noch größer, schneller und teurer werden. Einige stellen sogar die Vermutung auf, dass wir eventuell bald gar nicht mehr leben.

Schon früher wurden verschiedene Zukunftsvisionen festgehalten und so gingen die Filmemacher*innen von *Back to the Future* 1985 bereits von fliegenden Autos, selbstschnürenden Schuhen und Hoverboards aus. Da stellt sich die Frage, wovon träumen wir heute? Neue Technologien, Programme, Geräte werden stets dazu erfunden, dass uns Menschen Arbeit abgenommen, oder zumindest erleichtert wird.

Ein Telefon ermöglicht es Menschen, in Echtzeit von einem Ende der Welt bis zum anderen zu kommunizieren, ohne wochenlang auf einen Brief warten zu müssen. Gefährte erlauben es uns, lange Strecken schneller und gemütlicher als zu Fuß hinter uns zu legen. Angefangen mit einem Ziehwagen, zum Transport von Gütern genutzt, über die Eisenbahn, die auch Menschen transportierte, bis hin zum Luxusfahrzeug Auto, das die private Reise ermöglicht. Als sei ein Staubsauger nicht schon eine mega

Erfindung, gibt es inzwischen Saugroboter, die so programmiert werden können, dass man sie nicht selbst anschalten muss und die Wohnung trotzdem ständig gesaugt ist. Durch mobiles Datenvolumen haben wir den Luxus, nicht warten zu müssen, bis wir zu Hause sind, wir können das ganze Wissen der Welt immer bei uns tragen. Also, was kommt als nächstes? Eine Maschine, die ein-kauf, Essen zubereitet und serviert? Ein Staat, der von Künstlicher Intelligenz geführt wird? Kein Bargeld mehr, sodass meine Münzsammlung doch noch im Wert steigt?

TÜBINGEN WIRD ALS FREISTAAT ANERKANNNT

Eine Maschine, die den gesamten Prozess der Nahrungszubereitung übernimmt, wäre eine enorme zeitliche Einsparung. Ich meine damit nicht einen Thermomix, denn dafür muss ich überlegen, was ich essen will, muss entsprechende Zutaten dhaben, Gemüse

schälen, Temperatur und Drehzahl einstellen und das Essen servieren. Ich meine ein System, das ich einmal mit Informationen

füttere, was ich mehr oder weniger gerne esse, wie viele Kalorien ein Gericht circa beinhaltet soll und wie viele Personen genährt werden sollen.

Ab diesem Zeitpunkt hätte ich dann keinen Aufwand mehr, muss keine Einkäufe tätigen, keinen Herd anschalten und auch nicht selbst daran denken, zu vernünftigen und gesunden Zeiten zu essen. Besonders luxuriös würde diese Erfindung beim Sonntagsbrunch. Es würde bedeuten ein privates Buffet in den eigenen vier Wänden genießen zu können:

Man steht gemütlich gegen 10:30 Uhr auf, reckt sich, streckt sich, läuft in die Küche und siehe da, der Tisch ist schon gedeckt! Rührei und Bacon dampfen noch, Bircher Müsli ist genau richtig lang eingeweicht, beinhaltet keine Walnüsse und das einzige, was ich tatsächlich selber tun muss, ist, das Essen in meinen Mund zu befördern.

BORIS PALMER WIRD BUNDESKANZLER

Die Regierung könnte von einer Künstlichen Intelligenz übernommen werden. Diese müsste selbstverständlich übermenschliche Fähigkeiten haben. Die Informationen, mit denen sie bespeist würde, müssten unendlich sein. Das würde ein für alle Mal die Problematik der Subjektivität bei weltweit wichtigen Entscheidungen lösen. Geld und Korruption vonseiten der Wirtschaft wären nicht mehr ausschlaggebend für politische Entscheidungen. Alle Aktionen wären nicht mehr hinterfragbar und optimiert, denn sie würden ja von der Künstlichen Intelligenz ausgetüftelt. Somit würden alle Faktoren ausreichend einbezogen und abgewogen. An einer Entscheidung, die von einem Supercomputer feinsäuberlich ausgerechnet wurde, gibt es nichts zu rütteln.

„TÜBINGEN, WARUM BIST DU SO HÜGELIG“ WURDE ENDLICH ZUR REGIONAL- HYMNE ERKLÄRT

Das Reisen in alle Welt ist ein großes Thema. Als junger Mensch möchte ich am besten die ganze Welt bereisen, das Ganze kostet allerdings Zeit und Geld und schadet der Umwelt. All diese Probleme wären durch Sich-irgendwo-hin-beamen ganz easy peasy zu lösen. Der Beamster 3002 wird aus nachwachsenden Rohstoffen, wie zum Beispiel Salzwasser oder Fichtenholz (regional, wächst schneller als die herkömmliche Fichte und braucht im Wachstum weniger Wasser) hergestellt, wird von Energieströmungen aus dem Universum angetrieben und kann auch von einem zwölfjährigen Kind mit durchschnittlicher Intelligenz bedient werden. Diese Erfindung hätte zur Folge, dass die lästige Reise mit dem Flugzeug wegfielen. Keine zwei Stunden am Flughafen

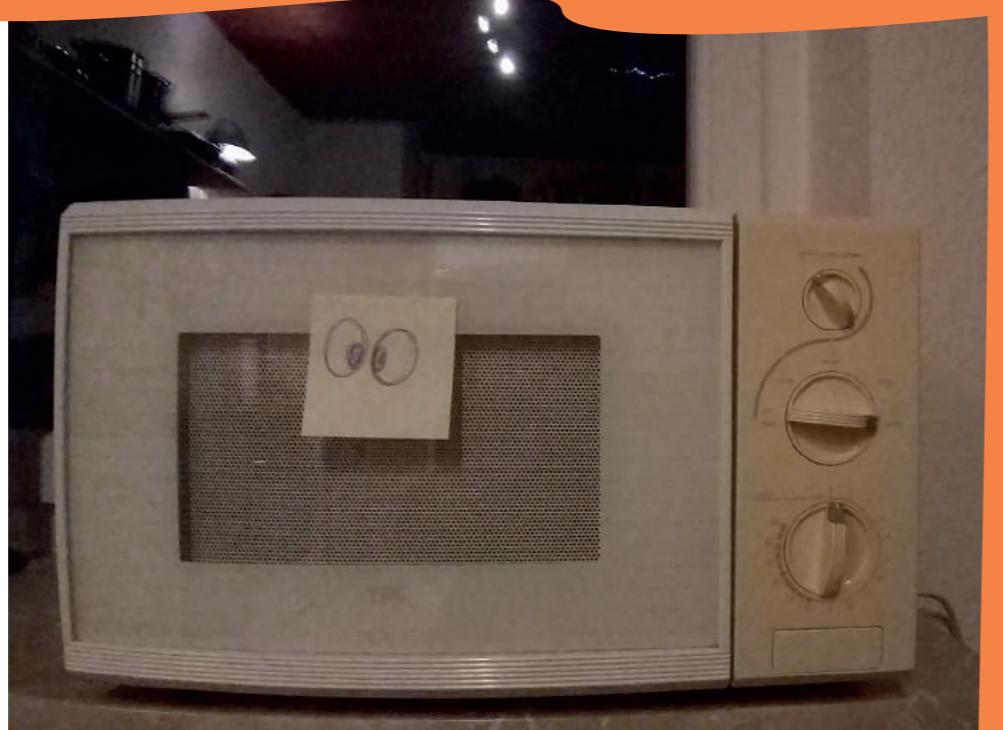


Foto: Holly Geiß

verbringen, kein Gepäck durch die Gegend ziehen, keine Panik mehr vor Flugzeugunglücken. Nebenbei wäre auch der Umwelt etwas Gutes getan, denn die Flugzeuge würden keine Abgase mehr durch die Luft wirbeln, die uns am Leben hält. Nur noch ein paar wenige, alternativ denkende Menschen würden weiterhin 180 Euro plus (bis dahin) 350% Steuern für einen Flug von Stuttgart nach Prag bezahlen, aus Furcht, das Beamen habe nach 20 Jahren Forschung doch noch versteckte Nebenwirkungen.

DIE EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN WIRD NACH ÜBER 50-JÄHRIGER DISKUSSION DOCH NICHT UMBENANNT

Eine Entwicklung, die sich schon lange anbahnt, ist das bargeldlose Bezahlen. FAST überall kann mit Kreditkarte oder EC-Karte bezahlt werden, sogar mit dem Handy kann man inzwischen bezahlen, selbst mit der Smart Watch. Online kursieren Kryptowährungen, über die prophezeit wird, sie wären die Währung der Zukunft und virtuelles Geld würde die Papierscheinchen in meinem Geldbeutel schon bald ablösen. Nur beim Kiosk nebenan muss ich jedes Mal vier Packungen Papes und drei Packungen Filter zu meinem Tabak kaufen, um mich für die Kartenzahlung

zu qualifizieren. Aber wie ist das dann mit dem Fünfeuroschein, den mir meine Oma beim Abschied unauffällig zuschiebt? Sieht die Zukunft dann so aus, dass ich auf dem Heimweg von Oma eine Nachricht von PayPal bekomme: „Do hosch an Fünfer und kaufsch dir ebbes schees!“?

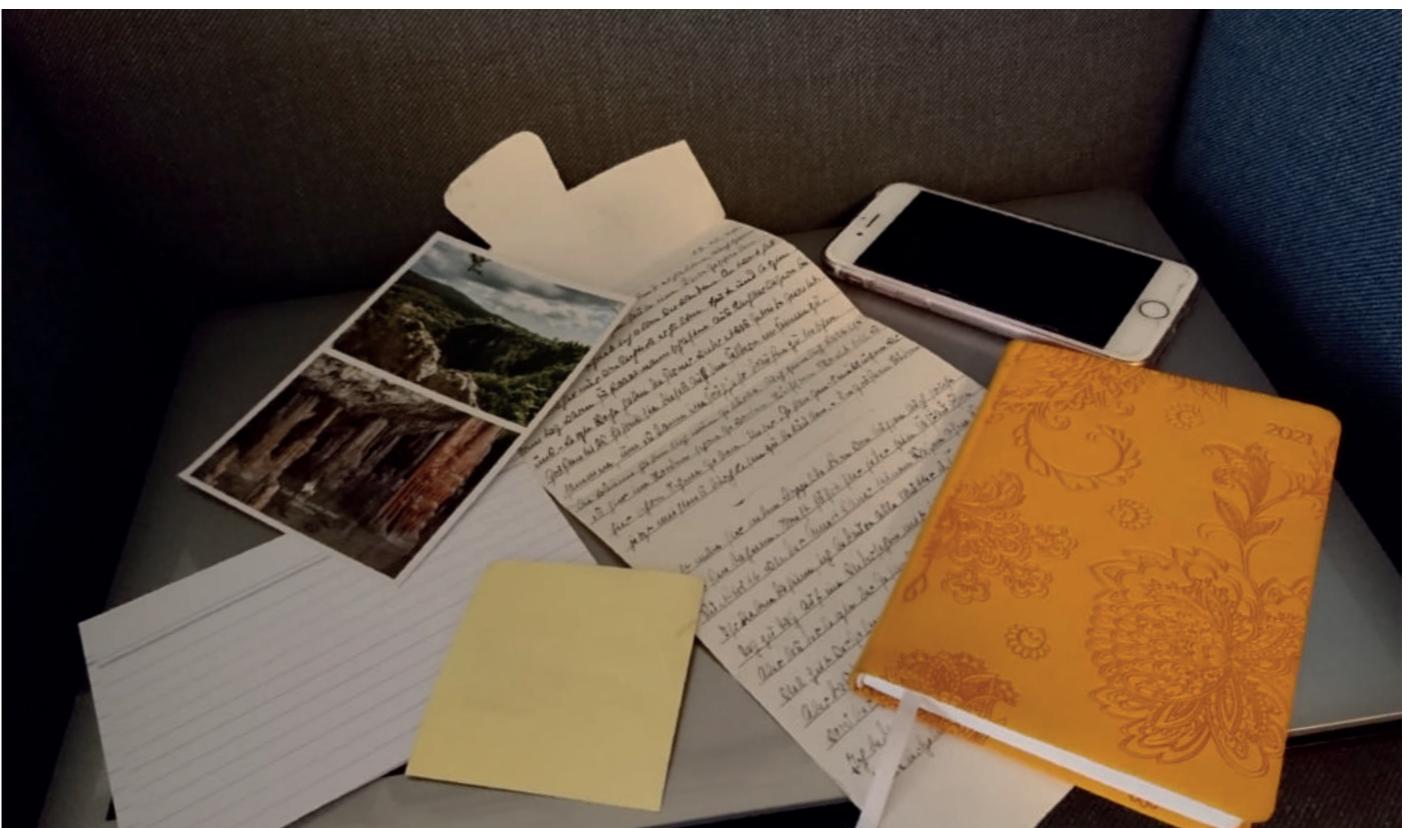
Nach einem solchen Gedankengang reißt es mich dann doch in die Realität zurück, denn eigentlich ist es ganz schön, sich die Zeit zu nehmen, mit der Mitbewohnerin am Morgen den Tisch zu decken und spontan entscheiden zu können, ob ich Marmelade oder Käse auf den Toast möchte. Außerdem konnte ich gerade durch unsere derzeitige Krise einen regionalen Urlaub mit dem Zug auch wieder zu schätzen wissen und muss mir auch keine Gedanken machen, ob beim nächsten Beamen mein halbes Bein in Japan landet, während ich in Nepal eine Wanderung durchs Himalaya-Gebirge machen wollte. Bargeld kann ich mir allerdings nicht einmal jetzt schön und sentimental reden, das ist einfach nur eine Keimschleuder und überhaupt obsolet.

Holly Geiß (24)

Die Zukunft ...
wird spannend.



Die neue Schriftlichkeit



2021 vs 1946 Foto: Laura Kotte

Viele von uns erinnern sich noch daran, dass schriftliche Korrespondenz nicht immer digital ablief. Für andere wiederum klingt der Begriff „Brieffreundschaft“ bereits nach einem Fremdwort. Fest steht, dass die virtuelle Art des Schreibens und Kommunizierens heutzutage nicht mehr wegzudenken ist. Wer hat schon das letzte Mal handschriftlich einen Brief verfasst und tatsächlich per Post abgeschickt? Unsere Redakteurin nimmt euch mit auf einen nostalgischen Rückblick der Schriftlichkeit, während sie versucht, deren Entwicklung bis heute nachzuvollziehen.

Seitenlanges Briefeschreiben, mit Füllfederhalter und Tinte. Eine Erscheinung, die manche nur noch aus Filmen kennen und die uns eine Ewigkeit her zu sein scheint. Die kommerzielle Verbreitung des Internets, die es für die breite Masse nutzbar gemacht hat, ist dies jedoch nicht. Die späten 1990er und die frühen 2000er, in denen sie sich abspielte, kennen andere noch aus der frühen Kindheit bis hin zur Schulzeit. Dabei erinnern wir uns mehr oder weniger gern an panische Momente, in denen wir an den ersten Nokia Handys aus Versehen auf den Internet-Button kamen und ein längeres Verweilen astronomische Rechnungen bedeutet hätte. Damals waren Brieffreundschaften für das Umfeld keine Überraschung. Freund*innen aus dem Sommerlager, räumlich entfernter Verwandtschaft und im Ausland geknüpften Bekanntschaften konnte man durch Briefe verstärkt die Treue halten und sie über das eigene Leben ins Bild setzen. Heute halten wir Kontakt über WhatsApp, Face-

Informationen für das Langzeitgedächtnis nicht denselben Mehrwert haben, wie in einem Buch oder einer Zeitung aufgenommene, ist schon länger bekannt.

Allerdings gab es Zeiten, zu denen Briefe notwendig waren, um das Umfeld überhaupt kontaktieren zu können. Im Extremfall – wie beispielsweise im Zweiten Weltkrieg – war ein Brief aus der Kriegsgefangenschaft, also über längere Distanzen hinweg, die einzige Möglichkeit, der Familie ein Lebenszeichen zu senden. Da konnte es jedoch über ein halbes Jahr dauern, bis dieses einmal ankam. Damals wie heute erfreuen sich Postkarten einer gewissen Beliebtheit zum Schreiben und Verschicken. Sowohl im Zweiten Weltkrieg waren sie unter den Gefangenen üblich als auch heute noch als kleine Aufmerksamkeit aus dem Urlaub und sei es nur, um mit dem schönsten Motiv ein wenig anzugeben. Doch warum haben Postkarten bis heute überlebt und Briefe nicht?

Zum einen sind sie sehr viel kürzer und kommen in Kombination mit einem hübschen Bild. Der zeitliche Aufwand ist nicht so hoch und dazu haben sie im Zimmer des Empfängers oder der Empfängerin einen gewissen Dekorationsfaktor. Postkarten können einen Kurzeindruck auch eines längeren Aufenthalts geben und eignen sich in Zeiten von Instagram und Stories als Momentaufnahme, die eine Distanz überwindet, ohne dass ich dafür WLAN haben muss. Darüber hinaus dienen auch sie als Versicherung, dass es dem*der Schreiber*in gut geht.

Neben der Länge einer solchen handschriftlich verfassten Art der Kommunikation, hat sich auch das dafür gebrauchte Instrument sehr verändert. Federkiel und Tinte sind längst passé, haben sich ihren Nostalgiefaktor jedoch bewahrt. Auch der Füller übt noch immer einen gewissen Reiz auf diejenigen unter uns aus, die noch immer gerne einen Stift in der Hand haben und dazu ein Blatt Papier zücken. Da sich der Bleistift nicht sonderlich dazu eignet, längere Werke zu verfassen, lässt er sich eher als



Von der Kreide und dem Bleistift über den Füller zum Kugelschreiber. Foto: Laura Kotte

Notnagel betrachten, der Verwendung findet, wenn nichts anderes griffbereit ist. Das Pendant zur Postkarte als Art der Kommunikation nimmt für das Instrument am ehesten der Kugelschreiber ein. Das Geschriebene ist gut leserlich, lässt sich schnell und einigermaßen sauber zu Papier bringen, hat dagegen jedoch nicht dieses schöne gewisse Etwas, das ein in Schreibschrift mit Füller produzierter Text aufweist.

Auch das Medium, auf dem wir schreiben, hat sich weiterentwickelt. Von Tafel und Kreide über Stift und Papier zur Schreibmaschine und über Computer und Laptops bis zum Handy, das überall dabei ist. Das Schreiben mag an Qualität und Schönheit verloren haben, jedoch ist es heutzutage omnipräsent und nicht mehr aus unserem Leben wegzudenken.

„Auch das Medium, auf dem wir schreiben, hat sich weiterentwickelt“

Hausarbeiten, Manuskripte, Artikel, E-Mails, Kurznachrichten, Kommentare, Bildüberschriften, Werbekampagnen, Blogs und Stories. Die schiere Flut an Schriftlichkeit ist so selbstverständlich, dass wir kaum mehr wahrnehmen, dass alles davon geschriebene Worte sind, über die sich jemand Gedanken gemacht und dann verfasst hat. Keine so tiefgründigen Gedanken wie bei Büchern oder wissenschaftlichen Arbeiten vielleicht, aber dennoch Schrift.

Apropos Bücher. Auch sie blieben von der Entwicklung nicht verschont; sie werden digitalisiert, als E-Books verkauft und auf dem Kindle gelesen. Das hat trotz aller Liebe zu Büchern und dem geschriebenen Wort auch seine Vorteile: Dank Kindle ist auf Reisen das Gepäck nicht so schwer und er bietet eine hohe Anzahl an Alternativen zu dem einen Buch, das es unter Umständen in den Koffer geschafft hat.

Andernfalls – wenn es gilt, Gewicht auf jeden Fall auf das Minimum zu reduzieren – sind so leicht und kompakt alle Bücher dabei, die dabei sein sollen.

Hat sich die Schriftlichkeit also geradlinig von anspruchsvoll zu unoriginell, von ästhetisch zu weniger schön entwickelt? Ganz so vereinfacht lässt sich die Entwicklung nicht darstellen. Denn wo sie einmal das Privileg einiger weniger war, ist sie heute der großen Mehrheit zugänglich, ja sogar unsere konstante Begleiterin geworden.



Foto: Carin Jantzen

Nahrungsquellen für viele Tiere und steigern die Produktivität ganzer Regionen, da sie durch ihre faszinierende Optik viele Tourist*innen anziehen. Etwa eine Milliarde Menschen ist von Korallen wegen dieser Funktionen abhängig. El-Khaled erklärt, dass Korallenriffe einen ökonomischen Wert von ca. 170 Milliarden Dollar pro Jahr besitzen.

Korallenriffe dienen auch als eine Art Frühwarnsystem für den globalen Klimawandel, sagt der Bremer Meeresbiologe. Die in den vergangenen Jahren immer deutlicher gewordene Korallenkrise sei somit eine Art Spiegel für die globale Klimakrise. Korallen leiden besonders unter zwei Faktoren: Die Ozeanerwärmung sorgt dafür, dass viele Organismen, die Korallen zum Überleben benötigen, sterben. Zusätzlich schadet die Ozeansäuerung den Korallen. Sie hängt vor allem mit dem Anstieg

an Kohlenstoffdioxid in der Atmosphäre zusammen. Neben diesen beiden globalen Faktoren stellen einige lokale Faktoren wie Überfischung und Tourismus eine echte Bedrohung für Korallen dar. Sind Korallen gestresst, geben ihre Symbionten giftige Stoffe ab, sodass die Koralle diese Partnerschaft beendet. Man erkennt solche gefährdeten Korallen an ihrer weißen Färbung, der sogenannten Korallenbleiche. Sind Korallen einmal gebleicht, ist es sehr schwer, sie wiederherzustellen. In den meisten Fällen sterben gebleichte Korallen – mit fatalen Folgen für die Region.

WAS KANN MAN GEGEN DIESE ENTWICKLUNG TUN?

Um dem Korallensterben entgegenzuwirken, forsten Carin Jantzen und ihr Team die Riffe

wieder auf. In Zusammenarbeit mit Partnerorganisationen vor Ort werden Korallenlarven zunächst an sogenannten Siedlungssteinen gezüchtet. Das sind Steine aus unbedenklichen Materialien, die so geformt sind, dass sich die jungen Korallen gut an ihnen verankern können. Jeder Stein beherbergt dabei eine Koralle. Die Korallen wachsen dann in einer geschützten, zeltartigen Konstruktion, dem sogenannten Coral Crib, direkt im Meerwasser auf. Denn: „Korallenbabys sind ziemlich picky, sie mögen es gern gemütlich“, erklärt Jantzen schmunzelnd. Die kleinen Korallen benötigen zum Wachsen eine genau auf sie abgestimmte Umgebung. Haben sie die richtige Größe erreicht, werden die mit Korallen bewachsenen Siedlungssteine in bestehende Riffe ausgesetzt. Durch ihre besondere Form verhaken sie sich selbst in der Riffstruktur.

Mit der Zeit überwachsen die Korallen die Siedlungssteine und integrieren sich so in das Riff. Obwohl die Aufzucht von Korallen mittlerweile gut funktioniert, ist sie nicht das Wundermittel gegen das Korallensterben. Es sei sehr schwierig, große Flächen zügig aufzuforsten. Um die Siedlungsrate zu verbessern, greife SECORE auf unterschiedliche Methoden zurück, denn um dem Flächenproblem zu begegnen, „müssen wir auf Masse gehen“, so Jantzen. Eine Hilfestellung sei das sogenannte

Conditioning, bei dem Siedlungssteine für vier bis sechs Wochen ins Meer kommen, bevor Korallen auf ihnen angesiedelt werden. So kann sich ein Substrat bilden, das den kleinen Korallen gut beim Wachsen hilft. Eine andere Methode, um das Wachsen der Korallen zu unterstützen besteht darin, Siedlungssteine mit verschiedenen Designs auszuprobieren.

Am Ende steht fest: Bloßes Aufforsten wird die Korallenriffe nicht retten. Das hätte schwerwiegende Folgen für Mensch und Natur, da Korallen wichtiger Bestandteil der Meere sind. Eine schnelle und effektive Bekämpfung des Klimawandels ist die einzige Chance, Korallenriffe nachhaltig zu erhalten, sind sich die Forscher*innen sicher. Gegen die Übersäuerung der Meere gebe es bislang keine vielversprechenden Methoden, allerdings sei der rasche Anstieg der Temperaturen das dringendste Problem. „Kann man bei dieser Perspektive noch optimistisch bleiben?“, steht als Frage gegen Ende im Chat. Yusuf El-Khaled lacht. „Na ja, wenn wir nicht optimistisch wären, dass wir die Korallen retten können, wären wir heute Abend nicht hier.“ Auch Carin Jantzen meint: „Wenn wir jetzt entschieden etwas gegen den Klimawandel tun, können wir es noch schaffen.“ Am Freitag endet der Klimagipfel in Glasgow. Ob die Korallen in Zukunft auf bessere Bedingungen hoffen können, bleibt abzuwarten. Klar ist allerdings, dass es viele weitere Korallen-Kindergärten geben wird, um die sich Teams von Forscher*innen kümmern werden.

Die Veranstaltung wurde in Zusammenarbeit mit dem ICRS2022 ausgerichtet. Thomas Susanka, Herausgeber der Science Notes, moderierte sie.



Laura Winter (23)

Die Zukunft ... wird groß.

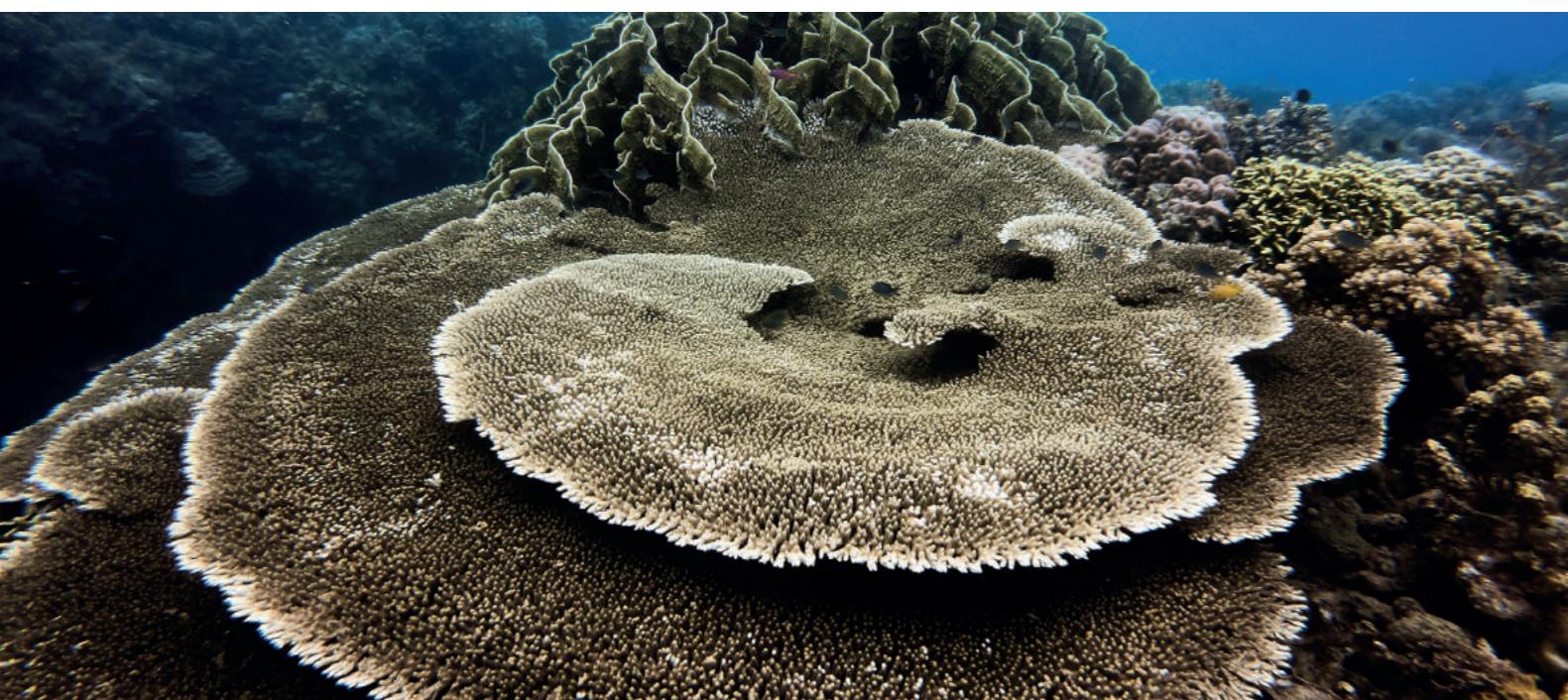
ONLINE



Foto: Yusuf El-Khaled

Diesen und viele weitere spannende Artikel gibt's auch online auf:

www.kupferblau.de







WEIL UNSERE ARBEIT #UNVERZICHTBAR IST!

Tarifvertrag für Studentische Beschäftigte jetzt!

Wir kämpfen für einen TV Stud - für alle Hilfskräfte!

Die Abkürzung TV Stud steht für „Tarifvertrag Studentische Hilfskräfte“. Die Initiative „TV Stud BaWü“ zielt darauf ab, die Arbeitsbedingungen studentischer Beschäftigter an den Hochschulen zu verbessern, vor allem durch deren Tarifierung. Momentan sind jedoch studentische und wissenschaftliche Hilfskräfte vom „Tarifvertrag für den öffentlichen Dienst der Länder“, kurz TV-L, ausgeschlossen. Das wollen wir ändern! Denn Hilfskräfte an Hochschulen sind längst zu einer tragende Säule des wissenschaftlichen Betriebs geworden und sorgen dafür, dass der Laden überhaupt läuft.

Wir haben ein Recht auf gute Arbeitsbedingungen und eine tarifliche Absicherung - ohne Ausnahme!

Was ist ein Tarifvertrag?

Gewerkschaften haben ein Mittel, mit dem sie sehr viel erreichen können: den Tarifvertrag. Tarifverträge legen verbindliche Standards für alle wichtigen Arbeitsbedingungen fest und werden zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeber*innenverbänden ausgehandelt.

Tarifvertraglich ausgehandelte Arbeitsbedingungen sind in der Regel deutlich besser als die gesetzlichen Mindeststandards. Sie haben Vorrang vor dem Einzelarbeitsvertrag und auch vor dem Gesetz, sofern sie günstiger für die Beschäftigten sind. Wichtiger Hinweis: Rechtlich bindend sind Tarifverträge grundsätzlich nur für Gewerkschaftsmitglieder!

Das springt für uns dabei raus:

Tarifvertragliche Regelungen für studentische oder wissenschaftliche Hilfskräfte würden zu besseren Konditionen führen. Das heißt:

- ...mehr Urlaub.
- ...längere Vertragslaufzeiten.
- ...mehr Geld.
- ...mehr Mitbestimmungsrechte.

Setzen wir uns dafür ein!

Unser Vorbild: TV Stud Berlin

Im Sommer 2018 setzten die studentischen Beschäftigten der Berliner Hochschulen einen neuen Tarifvertrag (TV Stud III) durch. Anderthalb Jahre dauerte der Tarifkonflikt. Insgesamt gab es vier durchgehende Streikwochen.

Dabei ist unter einem Streik eine demokratisch beschlossene und gemeinschaftliche Arbeitsniederlegung zu verstehen. Zu einem Streik aufrufen darf nur eine Gewerkschaft - im Fall von TV Stud Ver.di & GEW.

In Berlin gibt es nun unter anderem: Eine Lohnsteigerung auf 12,96 Euro bis 2022, einen bezahlten Urlaubsanspruchs von 30 Tagen und eine Mindestvertragslaufzeit von i.d.R. 2 Jahren.

Wir sind überzeugt: auch wir können dieses Ziel mit euch zusammen erreichen!

TV Stud Tübingen - Mach mit!

Die Tarifrunde für den öffentlichen Dienst der Länder ist abgeschlossen! Unsere Arbeitgeberin (Tarifgemeinschaft deutscher Länder) hat zugesagt Gespräche zu den Arbeitsbedingungen für studentisch Beschäftigte an den Hochschulen aufzunehmen. Das heißt: Nun liegt es an uns aktiv zu werden!

Komm zu unseren Treffen: Hier planen wir gemeinsam unsere nächsten Schritte.

Melde dich einfach bei: oekoundsoziales@stura-tuebingen.de
V.i.S.d.P. AK Soziales/ Referat für gewerkschaftliche, soziale und ökologische Teilhabe und eine gerechtere Welt

POLITIK
POLITIK
POLITIK
POLITIK



POLITIK
POLITIK
POLITIK
POLITIK



Bleibe auf dem Laufenden!

OB - Eine Stadt sucht eine*n Oberbürgermeister*in



Foto: Carolin Schmidgen

Die Tübinger Kommunalpolitik ist vielleicht nicht direkt ein Schwarz-Weiß-Krimi, packend ist sie aber allemal. Zum Beispiel, wenn die Stelle des oder der Oberbürgermeister*in neu ausgeschrieben wird. Im Vorfeld zur Wahl des bzw. der Oberbürgermeister*in im Oktober 2022 hat die Kupferblau Interviews mit allen Parteien aus dem Tübinger Gemeinderat geführt. Wie ist die Stimmung in den Parteien, wie finden sie ihre Kandidierenden und wie halten sie es mit dem derzeitigen OB Boris Palmer?

In Baden-Württemberg haben Oberbürgermeister*innen ziemlich viel Macht. Die Gemeindeordnung sieht eine starke Stellung des Amts vor: OBs sind hier nicht nur Chef*innen der Stadtverwaltung, sie sitzen auch dem Gemeinderat vor. Und das für eine Amtszeit von mindestens acht Jahren. „Wenn man das auf die Bundesebene überträgt, wäre das wie Kanzler*in und Bundestagspräsident*in in einem – plus die lange Amtszeit“, erklärt Dorothea Kliche-Behnke (SPD). Die Tübinger Landtagsabgeordnete ist auch Mitglied des Gemeinderats und des Stadtrats. Die zentrale Stellung der Kommune in der baden-württembergischen Gemeindeordnung erlaubt aber auch viel Gestaltungsfreiraum. Doch rechtfertigt das eine Amtszeit von mindestens acht Jahren? Im Fall einer erneuten Kandidatur und Wiederwahl wäre Boris Palmer ein gutes Vierteljahrhundert im Amt. „Eine lebendige Demokratie braucht nicht nur Kontinuität, sondern in vernünftigen Abständen auch Wechsel, neue Ideen und Prioritäten sowie frische Persönlichkeiten“, meint Reinhard von Brunn, Fraktionsvorsitzender der Tübinger Liste im Gemeinderat. Kommunalpolitik benötigt aber auch jede Menge Zeit, darin sind sich die Fraktionsvorsitzenden der AL/Grüne Annette Schmidt und Asli Küçük einig. „Es ist zwar erschreckend,

aber es dauert so lange, bis man irgendetwas bewegt.“ Ein Beispiel sei Palmers Fahrradpolitik, die von Anfang an eines seiner Kernthemen war. „Da muss man sagen: In den ersten acht Jahren ist da nicht so furchtbar viel passiert. Und jetzt, nach fast 16 Jahren, sehen wir riesige Schritte nach vorn mit Brücken, Radwegen usw. Das ist schon ein bisschen irre“, sagt Schmidt. „Da fragt man sich ja, wie das so lange dauern kann. Aber das war nicht die Unfähigkeit oder Untätigkeit des Oberbürgermeisters, sondern Faktoren, die er nicht beeinflussen konnte, wie zum Beispiel Personalengpässe im Baudezernat.“

WIE FINDEN PARTEIEN IHRE KANDIDIERENDEN?

Zeit brauchen auch die parteiinternen Verfahren. Welche Kandidierenden sich in diesem Jahr um das Amt des oder der OB bewerben, hängt auch, aber nicht nur, von den Parteien ab. Denn auch parteilose Kandidat*innen können sich zur Wahl stellen. Doch wie entscheidet sich, wer am Ende den Hut in den Ring wirft? Die SPD setzt bei ihrer Suche nach geeigneten Kandidat*innen auf eine fünfköpfige Findungskommission, die vom Ortsvereinsvorstand einberufen worden ist. Bei den Grünen kann sich jede Person bewerben. Bei der Nominierung im April 2022 entscheiden dann alle 450 Mitglieder des Stadtverbands per Urwahl, wer für sie antritt. Auch in letzter Sekunde können Personen sich noch für eine Kandidatur entscheiden. Die Partei begibt sich laut Gemeinderatsmitglied David Hildner noch einmal anders auf die Suche: „Man fragt rum, ob jemand Bock hat. Wir haben da kein richtiges Verfahren. Wir brauchen einfach jemanden, der oder die Lust darauf hat.“ Die Linke hat sich laut Gemeinderatsmitglied und Stadtrat Frederico Elwing noch nicht entschieden, ob sie eigens eine*n Kandidat*in aufstellt oder eine Person der anderen Parteien unterstützt. Deshalb sei auch noch nicht klar, nach welchem Verfahren

man vorgehe. Eine klare Absage an eine eigene Kandidatur kommt von der Tübinger Liste. Wen man unterstütze, entscheide man, wenn alle Bewerbungen vorliegen.

WIE VIEL HABEN STUDIERENDE ZU MELDEN?

Studierende machen etwa ein Drittel der Tübinger Bevölkerung aus. Sie sind also eine wichtige Wähler*innengruppe, vor allem bei Kommunalwahlen. Oft sind Studis nur wenige Jahre in der Stadt, entscheiden aber darüber mit, wer für mindestens acht Jahre OB ist. Studentische Themen wirken sich auch auf die Kommunalpolitik aus, sagt David Hildner (Die Partei). „Man merkt, dass eine Stadt mit so vielen Studierenden einen anderen Vibe hat.“ Auch Frederico Elwing (Die Linke) findet es gut, dass Studierende eine starke Stimme in der Kommunalpolitik haben: „Die vielen Studierenden sind ja gerade das, was Tübingen ausmacht. Deshalb ist es gut und richtig, dass sie auch bei den Kommunalwahlen ein großes Gewicht haben.“ Dorothea Kliche-Behnke (SPD) ist der gleichen Meinung, kennt aber auch andere Stimmen. „Manchmal sagen Leute, die schon lange hier wohnen, dass Studierende nicht so viel mitreden sollten, weil sie ja oft nicht lange hier wohnen. Sie seien von den Auswirkungen ihrer Entscheidungen nicht so sehr betroffen wie andere. Aber so ist das eben in einer Demokratie, ich finde das gut.“ Zu den eher kritischen Stimmen gehört Reinhard von Brunn. Er befürchtet, dass der hohe Anteil nur kürzer in Tübingen lebender junger Menschen dazu führen könnte, dass eher parteipolitische Programme und weniger die Tübinger Belange oder der Bekanntheitsgrad und die Eignung der Kandidat*innen wahlentscheidend sind. „Das wäre für die Stadt nicht vorteilhaft.“ Alle Parteien wünschen sich, dass sich Studierende mehr mit der Politik vor Ort auseinandersetzen. Schließlich betrifft Kommunalpolitik die

Studierenden direkt. Asli Kücük ergänzt: „Man kann ja auch davon ausgehen, dass sie für kommende Generationen von Studierenden ein bisschen mitentscheiden.“

WIE HÄLTST DU ES MIT PALMER?

Kaum eine Bewerbung für das OB-Amt ist bislang öffentlich bekannt. Lediglich die Grüne Ulrike Baumgärtner hat ihre Kandidatur bekanntgegeben. Wie ist die Stimmung in den Parteien angesichts der kommenden OB-Wahl? „Wir freuen uns drauf“, sagt David Hildner (Die Partei). Er sieht ein besonderes satirisches Potenzial in der Wahl. Auch die Tübinger Liste freut sich auf einen fairen und demokratischen Wahlkampf, schildert Reinhard von Brunn. Diese Euphorie ist nicht bei allen Parteien direkt zu spüren. Besonders die Grünen scheinen ob der zahlreichen Kontroversen um Boris Palmer in Teilen angespannt. Die ‚Palmer-Frage‘ entfaltet eine gewisse Sprengkraft, besonders, seit gegen den derzeitigen OB ein Parteidungsverfahren aufgrund diskriminierender Äußerungen läuft. „Es kommt manchmal zu Auseinandersetzungen und Spannungen, keine Frage. Das ist keine einfache Situation zur Zeit. Aber es ist nicht so, dass ein völliger Riss durch die Partei geht“, entgegnet Annette Schmidt. „Ja, es ist eine besondere Situation, aber es gehört auch dazu, dass man mit dieser besonderen Situation umgehen kann“, pflichtet Asli Kücük ihrer Co-Vorsitzenden bei. Auch jenseits der Grünen haben die kritischen Aussagen des OB ihn wohl einige Unterstützer*innen gekostet. Die SPD, die bei der vergangenen Wahl noch Palmer unterstützt hatte, möchte bei der kommenden Wahl eine*n eigene*n Kandidat*in präsentieren. Für die Demokratie einer Stadt sei es gut, wenn sich mehrere Bewerber*innen zur Wahl stellen, sagt Dorothea Kliche-Behnke und ergänzt: „16 Jahre reichen aus, Oberbürgermeister einer solchen Stadt gewesen sein zu dürfen.“

Was ist das Fazit der Parteien nach knapp 16 Jahren Palmer? Sogar Vertreter*innen von CDU und Linkspartei scheinen sich in dieser Frage einig zu sein. Politisch könne Palmer einige gute Vorhaben vorweisen, sein Einfluss auf die Stadtgesellschaft sei aber in erster Linie kritisch. „Das gesellschaftliche Klima in der Stadt ist bedingt durch den Oberbürgermeister rau geworden“, findet Christoph Naser (CDU). Palmer habe mit seinen Aussagen die Stadtgesellschaft gespalten und Ressentiments gegen bereits diskriminierte Menschengruppen geschürt, sagt auch Frederico Elwing (Die Linke). „Das sollte ein OB nicht tun. Und das lässt sich auch nicht mit unbestreitbaren Erfolgen wie dem Ausbau von Radwegen oder einem Klimaschutzprogramm beschönigen.“ Wir haben unsere Fragen auch Boris Palmer selbst geschickt. Was ist sein Fazit seiner Amtszeit? Wie bewertet er die Rolle von Studierenden in der Tübinger Kommunalpolitik? Der derzeitige Oberbürgermeister verwies darauf, dass er sich noch nicht entschieden habe, ob er erneut antrete. Daher könne er unsre Fragen nicht beantworten.

Als Studierende*r in der Kommunalpolitik – Lohnt sich das?

Studierende prägen das Tübinger Stadtbild. Als Tübinger*in kann man beispielsweise allein an der Dichte der Fußgänger*innen entlang der Wilhelmstraße erkennen, ob gerade Semesterferien sind oder nicht. In der Kommunalpolitik allerdings sind die Studierenden unterrepräsentiert. So waren zum Zeitpunkt der letzten Gemeinderatswahl von 40 Gemeinderät*innen lediglich zwei Studierende und zwei weitere Doktorand*innen. Dabei waren von den rund 68.000 Wahlberechtigten für die Kommunalwahlen 2019 allein 27.000 Studierende. Dass Studierende trotzdem im Gemeinderat unterrepräsentiert sind, liegt auch

daran, dass sie oft nicht planen, für mehr als ein paar Jahre im Ort zu bleiben. So erinnert sich Lea Elsemüller, die für die Fraktion AI/Grüne im Gemeinderat sitzt, dass auch sie aus genau diesem Grund zögerte, bevor sie 2019 für ihr Amt kandidierte. Die Legislaturperiode des Gemeinderats beträgt fünf Jahre und ist damit deutlich länger als die Regelstudienzeit der meisten Studiengänge. Nichtsdestotrotz kann sie jedem und jeder empfehlen, es mit einer Kandidatur zu versuchen: „Ich habe so viel durch dieses Mandat gelernt.“ Neben der klassischen Gremienarbeit gehört es dabei auch zu den Aufgaben einer Gemeinderätin, die Tätigkeiten



Gemeinderat, 2018. Foto: Universitätsstadt Tübingen



Laura Winter (23)

Die Zukunft ... wird groß.

von Tübinger Stadtunternehmen, wie den Stadtwerken oder der Gesellschaft für Wohnungs- und Gewerbebau, zu beaufsichtigen. Gerade dabei glaubt Elsemüller, vieles gelernt zu haben, das ihr auch im Anschluss an ihr Studium im Berufsleben nützlich sein wird. Abgesehen von solchen Vorteilen begeistert sie aber vor allem die Möglichkeit, konkrete Projekte mitgestalten zu können, von deren Fortschritt sie sich tagtäglich anhand des sich verändernden Stadtbilds überzeugen kann. Für sie gilt daher: „Kommunalpolitik ist eigentlich die Ebene für mich, wo du am ehesten merbst, was du machst. Da wird es sehr konkret.“ In diesem Punkt stimmt ihr auch David Hildner zu, der für Die Partei im Gemeinderat sitzt und zum Zeitpunkt seiner Wahl noch als Informatikstudent eingeschrieben war: „Man ist wirklich immer sehr informiert, was gerade los ist. Man läuft an jeder Baustelle vorbei und denkt sich so: Ach ja, da war ja was.“

Sie beide haben die Erfahrung gemacht, dass sich die Tätigkeit als Gemeinderat gut mit einem Studium vereinbaren lässt: „Das hat eigentlich super gut funktioniert“, fasst es David Hildner zusammen. Im Vergleich zu anderen Gesellschaftsgruppen sei es für Studierende sogar deutlich leichter, kommunalpolitisch tätig zu werden, da viele wichtige Termine zu Zeiten stattfinden, zu denen man als berufstätige Person meist beschäftigt ist.

Grundsätzlich sei es von Parteien daher auch gerne gesehen, wenn man sich als junger Mensch und Studierender bereit erklärt, für ein Amt zu kandidieren.

„Man ist wirklich immer sehr informiert, was gerade los ist“

Dass man als Student*in nicht immer sicher sagen kann, ob man die nächsten fünf Jahre noch hier sein wird, sollte einer Kandidatur nicht im Weg stehen, findet Elsemüller. Zwar betont sie, dass man sich auf so ein Amt ernsthaft einlassen muss und auch bereit sein sollte, es

für einen längeren Zeitraum auszuüben. Falls sich die persönlichen Pläne jedoch ändern, gibt es auch immer noch die Möglichkeit, von dem Mandat zurückzutreten und eine andere Person von der Wahlliste nachrücken zu lassen:

„Natürlich ist ein Mandat auf fünf Jahre ausgelegt. Wenn man aus beruflichen Gründen dann aber wegzieht, ist das gar kein Problem, und da müssen wir auch hin, dass das gar kein Problem ist, weil sonst werden wir es nie schaffen, dass sich junge Menschen darauf einlassen.“

Auch Hildner würde sich wünschen, dass Studierende und junge Menschen allgemein sich

mehr in die Kommunalpolitik einbringen. Die Bewegung Fridays for Future ist für ihn ein positives Beispiel dafür, wie sich junge Menschen kommunalpolitisch einbringen können, ohne ein Amt zu übernehmen. „Fridays for Future macht sehr viel. Die gehen auch oft auf die Gemeinderatsfraktionen zu. Da engagieren sich viele junge Leute, die es geschafft haben, sich sehr gut einzubringen.“ Das Engagement von Fridays for Future reicht aber seiner Meinung nach nicht aus, um an dem Umstand, dass junge Menschen unterrepräsentiert sind, etwas zu ändern: „Aber ansonsten habe ich das Gefühl, dafür, wie viele junge Menschen in Tübingen leben, gibt es erstaunlich wenig Engagement.“



Thomas Kleiser (22)

Die Zukunft ist gestaltbar.

Fördernde Kooperation

Wie beeinflussen sich in Tübingen städtische und universitäre Belange? Kommt die Stadtverwaltung nur im Konsens mit der Universität voran?

Wer als Besucher*in durch Tübingen läuft, scheint an mehr Universitätsgebäuden als Wohnhäusern vorbeizukommen, sieht mit hoher Wahrscheinlichkeit mehr als ein Ortsschild, auf welchem der Schriftzug „Universitätsstadt“ fast genauso groß wie das darunterliegende „Tübingen“ erscheint, und wird in jeder neu betretenen Altstadtgasse zahllosen jungen Studierenden begegnen. Stadt und Universität sind eng verflochten, und das im Prinzip schon seit Beginn ihrer langjährigen gemeinsamen Geschichte im Jahr 1477. Doch wie viele Überschneidungen und Einflüsse gibt es wirklich zwischen beiden Akteuren? Wer hat sich wem unterzuordnen, wenn es um die gemeinsame Zukunft geht?

„Ganz unkompliziert ist die Beziehung zwischen Universität und Stadt nicht“

Ganz unkompliziert ist die Beziehung zwischen Universität und Stadt nicht. Denn bei den regelmäßigen Absprachen sitzt oft eine dritte Instanz mit am Tisch: das Land Baden-Württemberg, beziehungsweise Vertreter*innen der jeweils inhaltlich passenden Ministerien und Ämter, deren Zuständigkeiten natürlich auch die staatlichen Universitäten betreffen.

Im Falle der universitären Bauplanung etwa ist es das baden-württembergische Amt für Vermögen und Bau (VBA), das Universität und Stadt bei der Durchsetzung von Bauprojekten begleitet. Dass gerade das Thema Bauen besonders wichtig für die Universität ist, betont der amtierende Kanzler Andreas Rothfuß: „Die Universität ist sehr dynamisch, wir haben verschiedenste Bauprojekte.“ Bauvorhaben würden in der gemeinsamen Kommission von Stadt und Universität den größten Raum einnehmen, bestätigt auch Anja Degner-Baxmann, stellvertretende Leitung der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Stadt Tübingen. Insbesondere gehe es viel um das sogenannte „Cyber Valley“ am Standort Obere Viehweide,

so Kanzler Rothfuß, also Forschungseinrichtungen für künstliche Intelligenz und maschinelles Lernen. Relativ neu im Gespräch sei laut dem Kanzler der Bau eines digitalen Pflegecampus auf der Rosenau, der vom Sozialministerium finanziert werde. Die Suche nach dem finalen Standort für den Pflegecampus ist allerdings noch nicht abgeschlossen. Hinzu kommt unter anderem ein Bibliotheksbau neben der alten Augenklinik, dem künftigen Standort der Asien- und Orientwissenschaften. Bei sämtlichen Neubauprojekten darf die Universität die eigenen

spielsweise der Sanierung der Alten Physiologie für die empirische Bildungsforschung. Da die Universität so wichtig für die Stadt sei, gingen bei der Bauplanung Gespräche oft in ähnliche Richtungen, meint Rothfuß. Wie Stadt und Universität aber miteinander agieren, wenn sie ein Thema grundsätzlich verschieden sehen, zeigt sich anhand der Diskussion um eine Regionalstadtbahn durch die Tübinger Innenstadt, die in einer Bürgerbefragung im September mehrheitlich abgelehnt wurde.

Sowohl Bau als auch Betrieb der Stadtbahn hätten selbst bei maximaler Dämpfung und Kompensation in einem Korridor von 80 Metern rechts und links der Trasse Erschütterungen und elektromagnetische Wellen verursacht, die ein Betreiben von empfindlichen technischen Forschungsgeräten in diesem Bereich unmöglich gemacht hätten. Das zeigte ein Gutachten im Auftrag der Universität, in dessen Folge diese die Stadt vor relativ hohe Forderungen stellte. Nicht nur Schienendämpfung und Abschirmung der Forschungsgeräte gehörten dazu, sondern auch die Bereitstellung weiterer Entwicklungsflächen für die Universität und schlussendlich die komplette Finanzierung eines „Neubaus mit rund 2.000 Quadratmeter Nutzfläche“, in den das unvermeidlich von der Stadtbahn betroffene Werner Siemens Imaging Center umziehen sollte.

In dem Bestreben, das Projekt Stadtbahn durchzubringen, war Oberbürgermeister Boris Palmer (Grüne) als Vertreter der Stadt bereit, die Forderungen nahezu ausnahmslos anzunehmen, vermutlich nicht zuletzt, weil die Entwicklung der Stadt so eng mit der der Universität verknüpft ist und auch ein erheblicher Teil der Abstimmungsberechtigten der Universität nahesteht. Schließlich besteht – über die oft gut verdienenden Beschäftigten der Universität – auch ein erheblicher wirtschaftlicher Einfluss der Universität auf die Stadt. Obwohl die Uni selbst keine Steuerabgaben leisten muss, gibt es eine indirekte finan-

zielle Beziehung: Ein Teil der Einkommensteuer sämtlicher Universitätsangestellter fließt in die Kasse der Stadt. Da die Universität zusammen mit dem Uni-Klinikum mit Abstand der größte Arbeitgeber in Tübingen sei, leiste sie da sicherlich auch einen positiven Beitrag zur Kasse der Stadt, so der Leiter der Stabsstelle für Hochschulkommunikation Karl Rijkhoek.

Spitzen der Stadt, sagt Rothfuß, und die Zusammenarbeit laufe intensiver und besser: „Dieser kurze Draht ist schon eine Besonderheit hier in Tübingen.“ Das liege daran, dass die Universität ein besonderes Verhältnis zur Stadt hat – auch in Bezug auf die Fläche. Ganze 20 Prozent der Kernstadtfläche nehmen die von Universität und Klinikum genutzten Landesflächen ein. Dieses Verhältnis sei einmalig in Baden-Württemberg, so der Kanzler.

„Etwas Besonderes ist die enge Verflechtung von Stadt und Universität allemal“

Finanziell abstimmen muss sich die Universität mit der Stadtverwaltung sonst nur bei gemeinsamen Veranstaltungen oder Forschungsprojekten. Hierzu gehören beispielsweise der in Kooperation organisierte Erbe-Lauf oder das von der Stadt kofinanzierte Forschungsprojekt „Gräberfelder X“ des Instituts für Geschichtliche Landeskunde. Das derzeit laufende Projekt beschäftigt sich mit den individuellen Geschichten sowjetischer Kriegsgefangener während des Zweiten Weltkriegs, deren Leichen in der Tübinger Anatomie untersucht wurden und anschließend auf dem sogenannten Gräberfeld X vergraben wurden. Kanzler Rothfuß misst dieser Kooperation neben finanziellen Aspekten auch eine große symbolische Bedeutung für Aufarbeitung der gemeinsamen Geschichte bei. Umgekehrt habe die Universität der Stadt bei der Bewerbung für die Landesgartenschau geholfen oder während Corona ein Wahllokal im Kupferbau zur Verfügung gestellt.

Etwas Besonderes ist die enge Verflechtung von Stadt und Universität allemal. Im Vergleich mit Kanzlern und Kanzlerinnen anderer Universitäten habe er deutlich mehr Kontakt zu den



Sebastian Proksch (19)

Die Zukunft meiner Vorstellung Führt als Präsens zu mehr Präsenz, Gesichtern, Räumen, Studium.

StraßenUmfrage

Zwei Meinungen zu Kommunalpolitik und politischem Engagement im Studium.



“Studierende sollten sich mehr in die Kommunalpolitik einbringen, selbst wenn sie nur für einige Jahre in Tübingen leben. Sie sollten die Stadt für die zukünftigen Studierenden gestalten; eine Stimme für die Zukunft sein.”

Karin Haslauer, 22, Informatik-Studentin



“Bei der nächsten OB-Wahl werde ich auf jeden Fall wählen gehen. Ich werde mich inhaltlich mit den Forderungen der Kandidaten beschäftigen, aber auch auf Personenebene damit auseinandersetzen, ob sie glaubwürdig sind. Wählen hält unsere Demokratie am Leben; das ist das Minimum; das, was jeder machen sollte. Aber ob man sich darüber hinaus in die Kommunalpolitik einbringen will, das kann jeder freiwillig entscheiden, je nach Persönlichkeit. Man sollte nur den Mund aufmachen, wenn man auch etwas zu sagen hat.”

Tommy Flohr, 20, studiert Rhetorik und Philosophie



Hannah Burckhardt (22)

Die Zukunft ist in unser aller Gedanken nur ein Erbe der gegenwärtigen Trostlosigkeit, und sollte daher in Zukunft nicht mehr bedacht werden.

KULTUR
KULTUR
KULTUR
KULTUR



KULTUR
KULTUR
KULTUR
KULTUR

Ein Kairós auf dem Österberg: Warum wir Fotos machen



Foto: Hagen Wagner

Manchmal kann ein Moment alles ändern. Ich konnte nicht ahnen, was mich erwarten würde, als ich eines Abends mit einem Bekannten auf der Österbergwiese stand und den schwäbischen Sonnenuntergang fotografierte. Mittlerweile ist mir klar geworden, warum eine Fotokamera für die meisten von uns unverzichtbar geworden ist – und, was dies ausgerechnet mit Rhetorik zu tun hat.

Ein Déjà-vu mit Eingeständnis.

Es war ein langer Tag. Geschafft vom stundenlangen Bib-Lernen, schlendere ich auf der Wilhelmstraße in den Feierabend. Ein guter Bekannter kommt mir entgegen. Wir grüßen uns und halten kurz Smalltalk. „Wo willst du hin?“, frage ich. „Auf den Österberg, aber ich muss mich beeilen. Die Sonne geht gleich unter. Willst du mitkommen?“ Ich überlege kurz und stimme zu. Warum eigentlich nicht. Sich nach einem Uni-Tag noch ein wenig die Füße zu vertreten, hat noch niemandem geschadet. So laufen wir gemeinsam über die Ammerbrücke, danach vorbei am alten Schlachthaus und der mittlerweile leeren Mensa Shedhalle auf die Österbergwiese. Ein kühler Hauch weht uns entgegen, als wir keuchend den Hügel

hinaufstapfen und uns gegenseitig über unsere mangelhafte Kondition lustig machen. Oben angekommen, stockt mir der Atem. Nicht (nur) durch meine Erschöpfung, sondern vor allem wegen des Anblicks. Die Sonne, deren letzte Strahlen des Tages die gemähte Wiese des Österbergs berühren, steht flach über dem Neckartal und taucht die Welt um uns herum in ein intensives Orange. Wir beide bleiben stehen und lassen die Szenerie einen Moment auf uns wirken. „Das ist die Magic Hour!“, schmunzelt mein Freund und packt seine Kamera aus. Auch ich zücke mein Handy und wir drücken beide auf den Auslöser. Was ein besonderer Moment. Da passiert es – ich bekomme ein Déjà-vu und fühle mich zurückerinnert.

VON DER MAGIC HOUR ZUM RHETORISCHEN DÉJÀ-VU

In meinem Rhetorikstudium beschäftige ich mich vor allem mit einer Sache – überzeugungs-kräftiger Kommunikation. Seit mehr als 2500 Jahren fragen sich Menschen, was eine erfolgreiche Rede ausmacht. Bei der nach Aristoteles definierten „Fähigkeit, das Überzeugende, das jeder Sache innewohnt, zu erkennen“ (Aristoteles, *Rhetorik*), kommt es nämlich auf mehr an als charismatisches Auftreten, schlaues Argumentieren und stilvolle Worte. Wer eine Rede halten möchte, die gesellschaftliche Resonanz findet, und die Menschen im Publikum wirklich erreicht, muss dafür auch einen gewissen Punkt in der Zeit treffen, der sich dafür eignet. Diesen entscheidenden Zeitpunkt, eine Rede zu halten, bezeichnen Rhetoriker*innen seit jeher als Kairós.

So macht es beispielsweise einen Unterschied, ob ich meine Rede morgens oder abends vortrage; ob ich in der Neuen Aula vor einem akademischen Publikum spreche oder vor Konzertfans im Sudhaus; ob ich Notizen verwende oder aus dem Stegreif rede. Erfahrene Redner*innen haben ein Gespür für all diese unterschiedlichen Anlässe und Situationen. Doch die eigentliche Frage lautet dabei, was macht diesen „richtigen Moment“ eigentlich aus? Der Philosophieprofessor Karl Mertens beschreibt einen Kairós mit drei allgemeinen Eigenschaften:

von mir als Redner*in erwartet, oder: Was will ich erreichen und ist das realistisch? Jeder Kairós erfordert sensibles Urteilsvermögen und Empathie. Je nach Zeitpunkt und Situation passt man so seine Darbietung der Rede an. Kann man der situativen Angemessenheit in einer Rede nicht gerecht werden, wird der Kairós verfehlt – und die Rede verhallt in der Menge. Nun mag man sich wundern, warum ich ausgegerechnet beim Fotoschießen auf dem Österberg an den rhetorischen Kairós denken muss. Es gibt hier weder Redepult noch Publikum, geschweige denn eine*n Redner*in. Auch, wenn

buchstäblich gesprochen darum, eine bestimmte Textur aus Licht auf ein Medium einzuprägen. In der Regel geschieht dies durch eine Kamera, die darüber hinaus meist noch ermöglicht, die erzeugte Lichttextur zu speichern und zu verteilen. Klingt nicht gerade rhetorisch. Nichtsdestotrotz glaube ich, Fotograf*innen haben mehr mit Rhetoriker*innen gemeinsam, als man annimmt. Denn, warum fotografieren wir so gerne Sonnenuntergänge?

Anders formuliert: Was hat uns dazu gebracht, genau hier, genau jetzt ein Foto zu schießen? Kurz vor dem Fotografieren befindet man sich

in einer kritischen Situation (=Krise), in der man darüber entscheiden muss, entweder auf den Fotoauslöser zu drücken oder den Apparat wegzulegen. Der bewusste Moment des Fotoschießens suggeriert ja letztlich die Erfahrung, dass es sich dabei um einen Zeitpunkt handelt, der es wert ist, visuell verewigt zu werden. Manche ist dies ein Sonnenuntergang am Tübinger Österberg, für andere ein Geburtstagstreffen mit Freunden oder ein Konzertabend mit dem/der Lieblingssänger*in (man könnte die Liste womöglich endlos fortsetzen).

Darüber hinaus bietet der Moment des Fotografierens dem/der Fotograf*in explizit die Gelegenheit, diese „mo-



Foto: Daniel Böckle

Drittens, eine Situation kann erst dann als Kairós identifiziert werden, wenn sie ein intrinsisches Maß für angemessenes Handeln besitzt. Konkret gefragt heißt das so viel wie: Wer befindet sich vor mir im Publikum? Was beschäftigt die Menschen zu diesem Zeitpunkt, an diesem Ort? Wie kann ich darauf eingehen? Was wird

ich mein Studium lieben, halte ich keine Rede, wenn ich ein Foto mache. Im Gegenteil, das Fotografieren ist doch vielmehr eine stille, nahezu unscheinbare, Tätigkeit. Etymologisch entstammt das Wort ‚Fotografie‘ den altgriechischen Begriffen ‚phos‘ (Licht) und ‚graphein‘ (schreiben, ritzen). Beim Erstellen eines Fotos geht es also

mentane Krise‘ auch zu überwinden, indem er/sie ein Foto schießt (oder eben nicht schießt). Trotz des kairologischen „Charakter des Jetzt“ bleibt noch genug Zeit, zur Linse zu greifen, auf den Auslöser zu drücken und das Foto mehrere Male aufzunehmen. Viele von uns kennen sicher auch die typischen Geburtstagssituationen, bei

denen sich alle Gäste vor dem Fotoapparat versammeln und auf die Anweisungen des Fotografen warten. Alle bleiben meist so lange in Stellung, bis das schönste Foto getägt ist und auch der Onkel in der hintersten Reihe endlich einmal in die Kamera geschaut hat.

ANGEMESSENHEIT ALS REALITÄTSTREUE

Wenn man sich entscheidet, ein Foto zu schießen, dann besitzt dieser Zeitpunkt zudem auch ein intrinsisches Maß der Angemessenheit. Nicht jeder Moment eignet sich für ein gelungenes Foto. Manchmal ist es zu dunkel oder zu hell, manchmal ist die Linse verschmutzt oder unscharf gestellt, manchmal ist der Akku leer – man kann auch nicht jeden Abend davon ausgehen, theatralische Sonnenuntergänge vor die Linse zu bekommen, genau wie man nicht erwarten kann, immer Gelegenheit und Muße dafür zu haben.

Anders als die/der Maler*in hat die/der Fotograf*in zum Zeitpunkt der Bildentstehung auch keine Möglichkeit, fiktive Elemente zu ergänzen oder die Realität zu abstrahieren. Er kann höchstens die Rahmenbedingungen für das Fotografieren begünstigen, indem er/sie z.B. Blitz-Scheinwerfer unterstützend einsetzt oder die Fotoperspektive wechselt. Schlussendlich muss das, was auf der Fotografie zu sehen ist, immer eine Vorlage in der Realität haben. In der Fototheorie spricht man dabei von der sogenannten Verifikation.

Ohne Sonnenuntergang kann ich kein Foto von einem Sonnenuntergang machen; ohne Geburtstagsgesellschaft kein Geburtstags-Gruppenfoto. Ein Foto wird dadurch angemessen, weil es die visuelle Realitätswahrnehmung so authentisch abbilden kann, wie kaum ein anderes Medium. Nicht umsonst ist das Nachbearbeiten

von Fotos oft ein Spiel mit dem Feuer. Sobald ein Filter aufgelegt ist oder gar Farbkorrekturen vorgenommen wurden, verblasst der eigentliche Moment des Fotografierens und damit auch oft die Angemessenheit, bzw. Glaubwürdigkeit des Fotos an sich. Betrachtet man diese Punkte analog zur oben beschriebenen Redesituation, so fällt auf, dass in beiden Fällen (dem Redenhalten und dem Fotografieren) das Timing, also der Kairós, eine zentrale Rolle spielt.

ADELES FOTOEINSICHT

Im Refrain ihres Liedes *When We Were Young* singt Adele: „Let me photograph you in this light; In case it is the last time.“ – „Lass mich dich fotografiieren, falls es das letzte Mal ist.“ Man kann sich darüber streiten, ob die englische Sängerin die Kairologie des Fotografierens im Sinn hatte, als sie diese Verse schrieb, allerdings bringt sie damit die Essenz des Fotografierens auf den Punkt:

Wenn wir uns entscheiden, ein Foto zu schießen, dann tun wir dies (implizit) in der tragischen Einsicht, dass diese bestimmte Ansicht in diesem Moment für uns bedeutsam und einzigartig ist und wir dies so wahrscheinlich nicht wieder zu Augen bekommen werden. Jeder Sonnenuntergang ist anders. Wir erleben ihn nur ein einziges Mal. Eine Kamera ermöglicht uns, diesen einen Moment festzuhalten, also, einen Kairós einzufrieren. Wir frieren Kairoi ein, um sie für uns und andere reversibel, also nachempfindbar, zu machen. Wir tun dies, weil uns diese Perlen in der Zeit etwas bedeuten, weil uns bestimmte Kairoi herausforderten oder faszinierten, weil sie Begegnungen schufen oder uns zum Lachen brachten – kurzum: Weil sie uns zu denen machen, die wir heute sind. Jeden Tag gehen wir unseren Terminen nach, machen Pläne, verlieren uns im Alltagstrott. Doch an was wollen wir uns davon wirklich erinnern? Sind es nicht die spontanen, die unvorhergesehenen Momente und die unwiederholbaren Schnapschüsse, die

unsere persönlichen Fotoalben füllen? Komisch, denke ich mir, als ich mit dem Fotomachen fertig bin und mein Handy absetze. Was hätte ich doch verpasst, wäre ich nicht mit auf den Österberg gekommen? Mir wäre ein Kairós des Abends entgangen. Mittlerweile ist die Sonne fast hinter dem Schlossberg verschwunden. Wir verweilen noch ein wenig und lassen uns von den allerletzten Sonnenstrahlen auf unseren Gesichtern kitzeln. Dieser Sonnenuntergang wird in dieser Art und Weise womöglich nie wieder so passieren, aber dennoch bin ich dankbar dafür, ihn hier und jetzt erlebt zu haben. Mit breitem Grinsen auf den Lippen spazieren wir wieder die Österbergwiese hinunter und verabschieden uns voneinander. Ich bedanke mich für die spontane Gelegenheit und stürze mich ins Getümmel des Feierabendverkehrs. Erst jetzt wird mir klar, worum es beim Fotomachen wirklich geht. Ich dachte immer, es dauert ewig, die Essenz unseres Daseins zu verstehen. Ich habe mich geirrt. Manchmal ist alles, was wir haben, ein einziger Augenblick.



Hagen Wagner (20)

In Zukunft werde ich mehr Sonnenuntergänge fotografieren, egal ob vom Österberg oder von woanders aus.



Rolf Frankenberger
Methoden in der Politikwissenschaft
2021. 181 Seiten mit 9 Abb. und 7 Tab. Kart. € 24,- ISBN 978-3-17-022514-5 Brennpunkt Politik

Jede Wissenschaft braucht Methoden, mit denen sich gesicherte und nachprüfbare Erkenntnisse erzielen lassen. Die Wahl der angemessenen Methode ist einer der entscheidenden Punkte bei der Entwicklung eines Forschungsdesigns, sei es eine Hausarbeit oder ein größer angelegtes Projekt, regelt sie doch zentrale Aspekte von der Fallauswahl bis hin zur Datenauswertung. Rolf Frankenberger bietet einen umfassenden Überblick über die methodologischen Grundlagen und die zentralen Methoden der Politikwissenschaft. Studierende finden hier prägnante Erläuterungen zu den theoretischen Grundlagen sowie zu praktischen Anwendungsbereichen und Vor- und Nachteilen zentraler Methoden. Die annotierte Literatur gibt zudem Hinweise für ein vertieftes Studium, so dass das Buch auch für Postgraduierte eine zentrale Ressource ist.

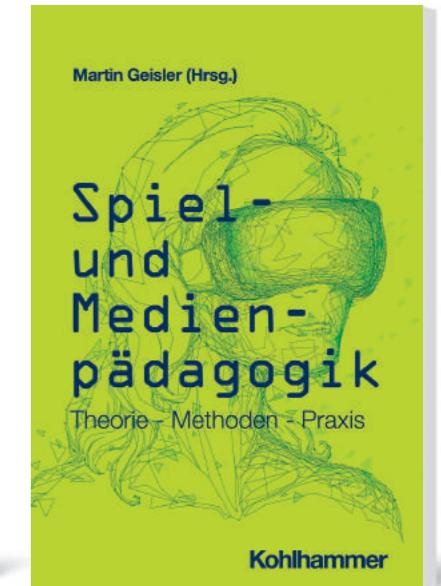
Weitere Bücher aus dem Studienliteraturprogramm Politikwissenschaft in unserem Onlineshop! Kurzlink: t1p.de/SL-Politik



Walter Dietrich (Hrsg.)
Die Welt der Hebräischen Bibel
Umfeld – Inhalte – Grundthemen
2., erw. und überarb. Auflage 2021
524 Seiten mit 6 Abb. und 25 Tab. Kart. € 44,- ISBN 978-3-17-039323-3

Eine umfassende, zuverlässige und wissenschaftlich aktuelle Einführung in die Welt der Hebräischen Bibel: Ihr kulturelles Umfeld, ihre literarische Gestalt, ihre gesellschaftlichen Hintergründe, ihre kultische Prägung, ihre Bilder vom Menschen und von Gott. Die 33 Paragraphen sind von ausgesuchten Fachleuten aus verschiedenen Konfessionen und dem gesamten deutschen Sprachraum verfasst. Sie behandeln auf überschaubarem Raum große Themen wie: „Bibel und Geschichte“, „Bibel, Judentum, Christentum“, „Kanonbildung“, „Individuum und Gemeinschaft“, „Gottesdienst“, „Leiden und Tod“, „Gottes Liebe und Zorn“. Knappe Fußnoten, Spezialbibliographien und Register helfen bei der Vernetzung und Vertiefung der gebotenen Informationen.

Weitere Bücher aus dem Studienliteraturprogramm Theologie in unserem Onlineshop! Kurzlink: t1p.de/SL-Theologie



Martin Geisler (Hrsg.)
Spiel- und Medienpädagogik
Theorie – Methoden – Praxis
2021. 181 Seiten mit 2 Tab. Kart. € 29,- ISBN 978-3-17-034769-4

Spiel und Medien nehmen seit langer Zeit eine bedeutsame Rolle ein, nicht nur für Kinder und Jugendliche. In den letzten Jahren haben digitale Spielewelten auch im Kontext der Bildung zunehmend Bedeutung erlangt. Allerdings kann in ihrer (medien-)pädagogischen Handhabung längst nicht von Standardisierung gesprochen werden. Einen Beitrag zur Standardisierung liefert das Buch anhand der drei Bereiche Theorien, Methoden und Praxis. Dabei werden wichtige Ausgangsperspektiven, innovative Konzepte und Projekte vorgestellt, aktuelle Forschungsthemen skizziert und Tendenzen erörtert. Das Buch verortet die Spiel- und Medienpädagogik innerhalb der Kulturellen Bildung, stellt beteiligte Fachdisziplinen vor und erläutert den Einsatz digitaler Spiele in Bildungskontexten. Damit eignet es sich zum ersten Einstieg ins Thema, bietet Fachkräften in diesem Bereich aber auch weiterführende Anregungen und Vertiefung.



Weitere Bücher aus dem Studienliteraturprogramm Pädagogik in unserem Onlineshop! Kurzlink: t1p.de/SL-Paedagogik

Kohlhammer
Bücher für Wissenschaft und Praxis

Ohne Worte – Das Fotointerview mit ESTATE



ESTATE

Jasper, Jim, Janislav

„Indie-Pop-Rock“ – so beschreiben Jasper, Jim und Janis den Musikstil ihrer Band Estate. Die drei haben sich 2019 zusammen geschlossen und sind mittlerweile eine erfolgreiche Tübinger Band. Durch die Pandemie hatten sie sehr viel Zeit, um an neuen Songs zu schreiben und gemeinsam zu spielen und zu proben. Wie sehr die drei sich freuen, endlich wieder live und vor Publikum zu spielen, was für Musik sie privat hören, wo sie sich in der Zukunft sehen und was sie gerne sonst noch können würden, beantworten Sie hier im Fotointerview.



2 Wie wärmt ihr euch vor einem Auftritt auf?



3

Was macht ihr gegen Lampenfieber?

4

Freut ihr euch, endlich wieder Konzerte zu spielen?



5

Worin unterscheidet ihr euch?



6

Was hört ihr privat?



7

Wie sieht das aus,
wenn ihr neue Songs
probt?



8 Schon mal auf der Straße
erkannt worden?



9

Was würdet ihr
gern können?



10

Wie tanzt ihr, wenn keiner
zuschaut?



11

Wo seht ihr euch
in Zukunft?



Daniel Böckle (27)

Die Zukunft ist ein kreatives
Potpourri.

WÄHREND ANDERE
WASSERRUTSCHEN BAUEN
PUMPEN WIR THERMALWASSER
FÜR DEINE GESUNDHEIT



albthermen
B A D U R A C H

Dein Biobad

Reines Thermalwasser aus der Biosphäre der Schwäbischen Alb
wird mit 60° Celsius aus der Tiefe gefördert

albnatura.de

ALTE BEKANNTEN
ALTE BEKANNTEN
ALTE BEKANNTEN
ALTE BEKANNTEN



ALTE BEKANNTEN
ALTE BEKANNTEN
ALTE BEKANNTEN
ALTE BEKANNTEN

Musikmanagement für die Stiftskirche – Studieren im Berufsleben



→ Hier könnte Ihre Werbung hocken! ←

anzeigen@kupferblau.de



Foto: Ute Laux

Eva Barsch ist Geigerin, arbeitet im Konsortrat der Stiftskirche Tübingen und studiert gleichzeitig Rhetorik im Haupt- und Empirische Kulturwissenschaft im Nebenfach. Wie sich Studium und Beruf vereinbaren lassen, und wie sie die Coronazeit als Musikerin und Organisatorin von Konzerten erlebt hat, erzählt sie Kupferblau im Interview.

Kupferblau: Hallo Eva, danke dass du dir die Zeit für das Interview genommen hast. Du studierst momentan an der Uni Tübingen – aber du arbeitest auch noch. Erzähl uns doch ein bisschen über deinen Job in der Stiftskirche.

Eva Barsch: Mein Job ist eigentlich nicht nur ein Studierendenjob! Ich habe tatsächlich schon ein abgeschlossenes Studium und bin Geigerin mit einer Fortbildung im Bereich Kulturmanagement. Als Geigerin spiele ich Konzerte, sowohl als Mitglied von Orchestern, kleineren Gruppen, als auch ab und zu solistisch. Ich spiele auch z.B. im Duo mit einer Cellistin, da spielen wir auch Filmmusik und bisschen leichtere Kost.

Wir arrangieren Pop-Sachen und spielen auch bei Hochzeiten oder Festen sowie Beerdigungen. Vor Corona habe ich jede Woche irgendwo gespielt, das ist währenddessen sehr rar geworden.

Zusätzlich dazu, mache ich die Organisation für musikalische Veranstaltungen, die in der Stiftskirche stattfinden. Zum einen die Motette. Die Motette findet jeden Samstag um 20 Uhr hier statt, bei freiem Eintritt und mit einem relativ bunten Musikangebot – im Bereich der Klassischen Musik, aber auch mit Jazz oder Tango. Ab und zu gibt es in der Stiftskirche auch Konzerte von anderen Veranstaltern, da übernehme ich auch teilweise Organisationsaufgaben.

Hat die Motette auch während Corona weiterhin so stattfinden können?

Die Motette ist ein Gottesdienst, es ist kein Konzert – sondern eine liturgische Veranstaltung, eine gottesdienstliche Veranstaltung. Dort wird die Liturgie gelesen, jede Woche ist ein bestimmter Psalm dran. Ein Text wird also gelesen, aber es gibt keine Predigt und es wird ein Gemeindelied gesungen.

Während Corona durfte das Lied nicht gesungen werden, aber die Motette ist ein Gottesdienst, in dem der Musikanteil sehr groß ist, und deswegen konnte sie während Corona immer stattfinden. Während des ersten Lockdowns war auch zu Beginn die Kirche zu, da haben aber zumindest für 15 bis 20 Minuten die Blechbläser von der Stiftskirche geblasen, es gab irgendwelche Choräle oder ähnliches. Das haben hauptsächlich die Anwohner mitbekommen, und im Lauf der Wochen haben sich dann immer mehr Menschen getraut, doch mal in die Stadt zu gehen und zuzuhören.

Also habt ihr den Menschen ein bisschen Mut gemacht. Und wie genau bist du dazu gekommen, alle Konzerte für die Stiftskirche zu organisieren?

Die Kirche hat eine Stelle, das Kantorat, das ist für die ganze Kirchenmusik zuständig. Hier habe ich mich aufgrund der Weiterbildung in Kulturmanagement vor vier Jahren beworben. Wenn jemand in der Stiftskirche ein Konzert veranstalten möchte, muss diese Person sich um ganz Vieles selbst kümmern. Die Werbung, die Eintrittskarten und so weiter. Ich muss trotzdem schauen, dass die Räumlichkeiten bei uns frei sind. Dann wird im Kantorat angefragt, ob die Kirche zum Wunschtermin zur Verfügung steht und ich organisiere das innerhalb der kirchlichen Zuständigkeiten.

Erkennen dich die Leute dann auch manchmal auf der Straße?

Ja! Mein Chef hat zwei große Chöre, in einem der beiden singe ich phasenweise auch mit und kenne die Leute aus beiden Chören, oder auch Zuhörer. Spätestens auf dem Tübinger Markt trifft man Bekannte!

Aber das ist doch das Schöne an einem Job in Tübingen. Dass man Menschen kennenlernt.

Ja, und dass die Menschen mich auch ansprechen. Man kommt schön ins Gespräch. Das finde ich an der Coronazeit auch interessant, was für ein Bewusstsein die Leute für Kultur haben. Weil sie damit auch irgendwie beschäftigt sind. Ich finde es ganz interessant zu hören, wie es ihnen damit geht, dass es momentan so wenig kulturelles Angebot gibt. Wir haben auch viel tolle Rückmeldung dazu bekommen, dass wir die Motette weiterhin anbieten konnten.

„Ich hatte mir schon länger überlegt, nochmal etwas zu studieren“

Sind mehr Leute als davor gekommen?

Nein, das ging gar nicht, denn wir hatten lange Zeit eine Zuschauerbeschränkung auf 100 Leute, das ist ein Dreizehntel der Sitzplatzkapazität. Allerdings waren diese 100 Plätze immer voll. Eine Zeit lang haben wir bei besonderen Sachen, bei denen wir dachten, es kommen viele, zwei Motetten angeboten. Um 18 und um 20 Uhr. Das war für die Musiker*innen zum Teil auch sehr anstrengend, aber die meisten haben es gemacht, weil sie auch froh waren, dass sie das noch hatten, und weil sie schließlich gerne für Publikum spielen.

Die neuen Regeln beschränken die Zuschauer-

zahlen wiederum, aber den Sommer über durften 500 Menschen rein, da waren oft nicht alle da – aber ein paar 100 Leute hatten wir schon. Dadurch, dass ich relativ viele Leute kenne, habe ich gerade von älteren Leuten gehört, dass sie doch noch Angst haben, vorbeizukommen. Allerdings haben wir noch nie die Rückmeldung erhalten, dass sich bei uns über die eineinhalb Jahre jemand angesteckt hätte.

*Es war für die Musiker*innen finanziell während Corona schon schwerer, oder?*

Ja. Mir ist die Hälfte meines Einkommens weggefallen, da die meisten Konzerte eben einfach abgesagt wurden. Für die Musiker, die in der Motette spielen, gibt es ein Honorar – und, was ebenfalls toll ist, ist die hohe Spendebereitschaft der Zuschauer*innen. Gerade während der Pandemie wurden von diesem Geld die Musiker bezahlt.

Wie vereinbarst du dein momentanes Studium mit deinem Beruf? Ist dein Beruf stressiger geworden, seitdem du wieder studierst?

Ich hatte mir schon länger überlegt, nochmal etwas zu studieren. Mein Erststudium ist schon seit einer Weile abgeschlossen. Als dann letztes Jahr der erste Lockdown kam, da hab ich mir gedacht: „Komm, jetzt mach ich das mal wirklich!“ Seit Jahren schlage ich mich damit herum – und jetzt hab ich die Zeit. Dadurch, dass ich auch keine Konzerte hatte, hatte ich freie Wochenenden, was ich davor gar nicht kannte. Wenn das Wochenende wirklich frei ist, reicht mir die Zeit für das Studium. Ich habe zwar feste Arbeitszeiten, aber mein Chef gibt mir große Flexibilität und findet es gut, dass ich studiere, zum Glück! Und zu Beginn war an der Uni sowieso alles online, das war dann doch einfacher.

Für ein Studium neben dem Job ist also Zeitmanagement notwendig, aber es ist machbar! Eine letzte Frage noch. Warum würdest du Tübinger Studierenden empfehlen, in die Stiftskirche zu kommen und sich eins der Konzerte in der Motette anzuhören?

Die Motette ist erst einmal eine ganz lange Tübinger Tradition. Die gibt es seit 1945. Bei einer Besucherbefragung gab es Leute, die geschrieben haben, dass sie seit 60 Jahren hierher kommen. Sie sind zum Studium hierher gekommen, hier hängen geblieben und gehen seither in die Motette. Die Motette hat ein ganz besonderes Ambiente, eine ganz besondere Atmosphäre. Zweitens ist bei der Motette die musikalische Bandbreite sehr groß. Ich glaube, dass ganz viele Leute in unserem vielfältigen Programm fündig werden, dass sie etwas finden, was sie interessiert. Manchmal werden hier echte Raritäten musiziert. Und manchmal kommen auch international sehr bekannte Musiker*innen, und das bei freiem Eintritt. Das ist für Studierende oder andere Leute mit kleinem Geldbeutel natürlich zusätzlich attraktiv.

Vielen Dank, Eva, für dieses schöne Interview!



Ellen Lehmann (24)

Die Zukunft wird gut, wenn wir erkennen, was wir jetzt schon haben.



Foto: Ute Laux

Auf eine Tasse Kaffee mit ...

Annelen, Marina und Felix von MAP, dem Mentoring-Programm für „First Generation Academics“

AUF EINE TASSE KAFFEE MIT ...



MAP – Ein Mentoring-Angebot für Promotionsinteressierte unterstützt „First Generation Academics“ an der Uni Tübingen bei ihrem akademischen Werdegang. Unsere Redakteurin hat einmal genauer nachgefragt, wie Annelen, Marina und Felix mit ihrem Programm den Weg für nachfolgende Studierendengenerationen vereinfachen wollen.

E-Mail: map@lui.uni-tuebingen.de
Bewerbungsschluss: 28.02.22



Kupferblau: Der Kaffee steht bereit und die Löffel beginnen, in unseren Tassen zu klinnen. Zuerst vielleicht die offensichtlichste Frage: Wer seid ihr und was macht ihr genau?

Felix: Wir sind eine Gruppe aktueller und ehemaliger Promovierender, die aufgrund ihrer eigenen Herkunftsgeschichte aus nicht-akademischen Verhältnissen - in ihrer Studienzeit und danach - auf Hindernisse gestoßen sind. Deshalb möchten wir den Weg für nachfolgende Studierendengenerationen mit ähnlichen sozialen Hintergründen vereinfachen.

Was ist eigentlich ein „First Generation Academic“?

Marina: „First Generation Academics“ sind Personen, die als erste in ihrer Familie ein Studium oder eine akademische Karriere begonnen haben. Anders als Personen mit Eltern, die schon im akademischen Bereich tätig waren, können „First Generation Academics“ nicht von den Erfahrungen ihrer Familien im akademischen Bereich profitieren.

Felix: Das bringt dann natürlich auch gewisse Hürden mit sich. Beispielsweise brauchen „First Generation Academics“ oft länger, um sich an der Universität und im akademischen Raum zurechtzufinden, da alles neu ist.

Annelen: Oftmals haben Personen ohne akademische Familienhintergründe auch Gefühle der Unzugehörigkeit – zum Beispiel bei Gesprächsthemen mit Kommiliton*innen. Oder sie fühlen sich unzulänglich was die Anforderungen ihres Studiums betrifft. Außerdem befinden sie sich oft in einem Spannungsverhältnis zwischen ihrem Universitätsalltag und ihren nicht-akademischen Lebenswelten, was aufreibend sein kann.

Marina: Konkret kann das beispielsweise heißen: Eltern ohne akademischen Hintergrund geben ihrem studierenden Nachwuchs Informationen zum Verfassen eines Lebenslaufs weiter – ein akademischer CV wird aber nach ganz anderen Regeln geschrieben und gestaltet. Das stellt ein Problem dar.

Ein schöner und wichtiger Gedanke, Studierenden ohne akademischen Hintergrund ein wenig unter die Arme zu greifen. Wie sieht der Plan eures Mentoring-Programms dazu aus?

Marina: Wir planen und führen ein Mentoring-Programm von A bis Z, also quasi von der Beantragung bis zur Evaluation, durch. Beispielsweise bewerben wir unser Programm, schaffen Sensibilisierung und Sichtbarkeit für das Thema „First Generation Academics“ und planen Workshops zu unserem Mentoring-Programm.

Felix: Wir suchen nach Mentees und Mentor*innen für unser Programm und schauen dabei, wie sie in unsere Gruppe hineinpassen.

Marina: Unser Programm läuft in seiner Pilotphase erst mal für ein Jahr: Mentees werden mit passenden Mentor*innen gematcht, um Unterstützung in der Endphase ihres Masterstudiums und/oder bei der Übergangsphase in die Promotion zu erhalten.

Annelen: Begleitet wird unser Mentoring-Programm von Workshop-Angeboten. Diese gibt es zu Beginn des Programms, sowie mittendrin und am Ende. Außerdem legen wir eine feste Anzahl an Treffen der Mentee-Mentor*innen-Tandems fest. Außerdem ist es natürlich möglich auf die individuellen Bedürfnisse der Teilnehmer*innen einzugehen. Es geht nicht darum, so viele Personen wie möglich in die Promotion zu bringen, sondern darum, herauszufinden, ob die Promotion ein passender Weg für unsere Mentees ist. So wird ein möglicher Karriereweg transparenter und zugänglicher gemacht.

Ganz nach dem Motto: Alles kann, nix muss. Wie seid ihr denn auf die Gründung des Mentoring-Programms gekommen?

Marina: Die Idee zur Gruppe kam durch das von Ann-Kristin Kolwes organisierte Mentoring-Programm „Erste Generation Promotion Mentoring“ an der Uni Köln. Meine Betreuerin hat mir einen Artikel über das Programm zugesendet – die Idee zur Gründung einer Arbeitsgruppe habe ich dann bei einer Sitzung des Doktorand*innenkonvents der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät vorgestellt. Die Arbeitsgruppe haben wir dann auch gegründet. Wir haben einen Projektantrag bei der Exzellenzstrategie eingereicht und der kam dann auch durch.

Super, dass das alles so gut geklappt hat. Habt ihr euch denn schon Ziele festgesetzt? Was wollt ihr mit eurem Mentoring-Programm erreichen?

Felix: Wir wollen vor allem Bildungsgerechtigkeit stärken, Chancengleichheit fördern und Diversität voranbringen und im Universitätsalltag sichtbarer machen. Unser nächstes konkretes Ziel ist, dass unser erstes Pilotjahr erfolgreich wird. Vor allem möchten wir das Matching der Mentee-Mentor*innen-Tandems erfolgreich gestalten.

Wer sollte bei euch mitmachen? Wie kann man teilnehmen?

Annelen: Jede*r, der oder die sich durch unsere Idee angesprochen fühlt und vor dem Abschluss des Masterstudiums steht – und eine Promotion nicht direkt ausschließt – ist bei uns willkommen. In unserem jetzigen Pilotjahr sind wir allerdings zunächst auf Studierende der WiSo-Fakultät beschränkt. Generell sind auch alle Promovierenden, PostDocs und Profs herzlich eingeladen, sich als Mentor*in zu engagieren.

Marina: Kontaktiert uns am besten einfach über unsere Mail oder das Bewerbungsformular auf unserer Homepage!

Zu guter Letzt: Was wünscht ihr euch für die Zukunft?

Felix: Personen, die bei uns mitmachen, sollen gut informiert und beraten aus dem Mentoring kommen – mit einer klareren Idee für ihren weiteren Weg. Außerdem wünschen wir uns für die Zukunft, dass unsere Pilotphase gut läuft, das Programm weitergeführt werden kann und über die WiSo-Fakultät hinaus stattfinden kann.

Marina: Das Thema „First Generation Academics“ soll präsenter und sichtbarer werden und Menschen mit entsprechenden nicht-akademischen Hintergründen sollen sich nicht mehr so auf sich allein gestellt fühlen und Peers finden, mit denen sie sich vernetzen und austauschen können.

Vielen Dank euch fürs Interview und alles Gute für die Zukunft!



Michelle Pfeiffer (25)

„In der Zukunft ist alles verchromt!“



Vom Schwabe in Barcelona

Von „no ned hudla“ zu „living la vida loca“. Oder auch: Wie ich mich aus dem beschaulichen Tübingen in die katalanische Großstadt wagte.

Disclaimer: Dieser Artikel wurde bereits im November 2021 verfasst und gibt daher nicht die aktuelle Pandemielage, weder in Spanien noch Deutschland, wieder.

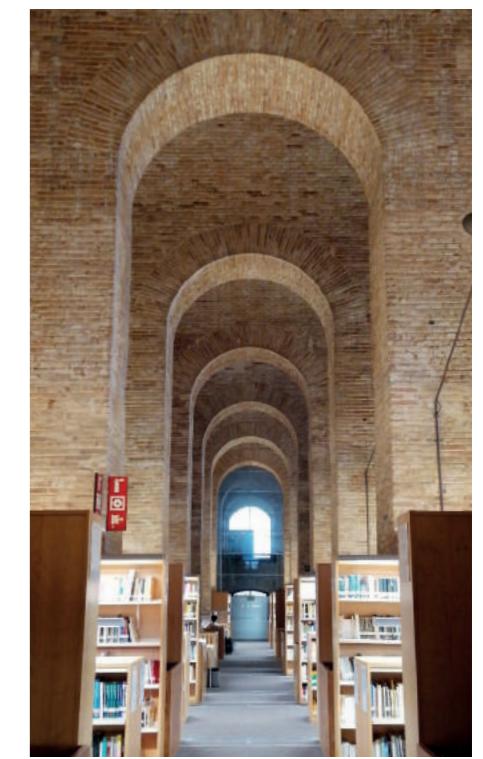
Bunt, divers, lebensfroh. Das ist Barcelona. Nach eineinhalb Jahren Pandemie, tristen Lockdowns und vielen Einschränkungen genau das, was ich brauchte. Als Spaniens zweitgrößte Stadt bedeutete Barcelona natürlich eine krasse Umstellung für mich, da ich bisher nur mittelgroße schwäbische Städte gewohnt war. Tatsächlich ist aber die katalanische Persönlichkeit der schwäbischen gar nicht so unähnlich. Auch über Katalan*innen gibt es das Klischee der übertriebenen Sparsamkeit: Wer einem Katalanen noch 50 Cent schuldet, kann damit rechnen, dass diese irgendwann eingefordert werden. Auch seien sie nicht so offen gegenüber neuen Leuten, wie es der spanischen Bevölkerung normalerweise nachgesagt wird. Wie es sich mit solchen Klischees nun mal verhält, treffen sie nicht immer zu, auch wenn es hier und da Ausnahmen gibt, die sie bestätigen – so wie auch im Schwabenland.

Aber nun zu meinem Auslandsjahr, für das ich im September mit Sack und Pack nach Barcelona flog. Natürlich machte ich mir auch ein bisschen Sorgen, ob die augenscheinliche Ruhe rund um Corona während des Sommers standhalten würde oder ob das Virus nicht doch noch einmal zuschlagen und meinem einjährigen Auslandsaufenthalt ein jähes Ende bereiten könnte. Im Gegensatz zu Deutschland waren die Coronamaßnahmen in Spanien verhältnismäßig strenger. In Barcelona beispielsweise gab es mit Beginn der Pandemie einen dreimonatigen harten Lockdown, in dem es niemandem erlaubt war, das Haus überhaupt zu verlassen – mit Ausnahme der Arbeit und dem Weg zum Supermarkt. Ein Albtraum für die lebensfrohe Bevölkerung Barcelonas, für die das abendliche Ausgehen zum Alltag gehört,

denn an jeder Ecke gibt es Bars und Restaurants. Doch ich hatte Glück. Oder besser gesagt: Ganz Spanien hatte Glück. Während die Infektionszahlen zu Beginn des Winters in Deutschland geradezu explodierten, blieb die Situation in Spanien noch weitestgehend ruhig. Eine wichtige Rolle spielte da natürlich die sehr gute Impfquote von etwa 80 Prozent. Die zahlte sich im alltäglichen Leben in Barcelona aus. Mal abgesehen von der allgemeinen Maskenpflicht in den öffentlichen Verkehrsmitteln und Innenräumen war alles ganz normal. Der erste Monat nach meiner Ankunft beinhaltete noch kleine Einschränkungen in den Lokalen. Es gab eine allgemeine Sperrstunde bis 0:30 Uhr und die Clubs waren dicht. Doch das alles änderte sich ab Mitte Oktober. Seitdem ist das Nachtleben in Barcelona wie zuvor. Und in einer so lebensfrohen Großstadt bedeutet das natürlich Party bis zum Abwinken. Große Mengen Sangria und spanisches Cerveza dürfen da natürlich auch nicht fehlen.

Ach ja, wenn wir gerade von Cerveza sprechen. Eine gute Überleitung, um mal meine Universität anzusprechen. Hä? Ihr fragt euch, wie ich eine Überleitung von Bier auf Universität finde? Naja, um es einmal vorwegzunehmen: Ich war auch recht überrascht, als ich an meinem ersten Unitag um 10:30 Uhr meine Vorlesung verließ und daraufhin dutzende Studierende vor der Cafeteria Bier trinken sah. In der Uni-Cafeteria wird neben Kaffee und Bocadillos auch Bier verkauft, ganz gleich welche Uhrzeit. Das typische „Kein Bier vor vier“, wie wir es aus Deutschland kennen, ist in Barcelona nicht die Regel. Gut, das vormittägliche Biertrinken, von dem ich an diesem Tag Zeugin geworden bin, war eher eine Ausnahme, wie ich die kommenden

Wochen feststellte. Das war wohl nur dem ersten Unitag geschuldet und der daraus resultierenden Panik oder auch Feierlaune, die schnell mal mit einem Cerveza gestillt wird. Dennoch ist es hier üblich, ab und zu nach Unischluss – oder auch mal in der Nachmittagspause, je nachdem – ein Bier mit den Kommiliton*innen zu trinken. So manche gehen danach auch noch problemlos in die Bib, die mit ihren hohen Decken und imposanten Gewölben auch die motivationslosesten Studierenden dazu bringt, sich mal für ein paar Stunden reinzusetzen und sich von ihrer ruhigen Atmosphäre zum Lernen inspirieren zu lassen... bis dann die Schulglocke in der Grundschule nebenan klingelt und kreischende Kinder die Konzentration zunichthemachen, aber das ist nochmal ein anderes Thema.





Fotos: Sina Gramlich

Die Universität Pompeu Fabra ist eine von elf Universitäten in Barcelona. 1990 gegründet, ist sie die jüngste staatliche Uni. Das sieht man auch an den sehr modernen Gebäuden und Hörsälen, die allesamt klimatisiert sind. Moment mal, ich muss im heißen spanischen Sommer also nicht in meinem eigenen Schweiß auf der Hörsaalbank kleben bleiben, sondern kann entspannt und abgekühlt der Vorlesung folgen? Das bin ich von den Hochsommern in Tübingen ja gar nicht gewohnt. Und falls es im Sommer dann trotz Klimaanlage zu heiß werden sollte: Der Strand ist in zehn Minuten zu Fuß zu erreichen. Statt Bota oder Neckarinsel also nach

„Hola,
una cerveza,
por favor“

anströmen in Acht nehmen und Strände, die zu nah am Zentrum sind, eher meiden. Im Übrigen werden Tourist*innen in Barcelona nicht gerade hoch angesehen. Natürlich sind sie ein wichtiger ökonomischer Stützpunkt, der vor allem in der Pandemie wegfiel und große finanzielle Schäden verursacht hat. Doch leidet Barcelona, wenn gerade kein aggressives Mutantenvirus über die Menschheit wütet, an heftigem Massentourismus. Das Zentrum, das die berühmte Rambla und den Plaza Catalunya beinhaltet, ist in der Hochsaison geflutet von Tourist*innen, die sich mal mehr, mal weniger benehmen. Wohnungen wurden zu Airbnb's und die Bevölkerung mehr und mehr vom Tourismus verdrängt. Darüber hinaus wimmelt das Zentrum nur so von Taschendieben, die es vor von etlichen Fällen unter den Erasmusleuten gehört, denen das Handy, Portemonnaie oder gar Laptop gestohlen wurden. Wenn man sich dieser Gefahr jedoch stets bewusst ist und nicht unvorsichtig umherwandelt, passiert sowas normalerweise nicht. Dann lässt es sich auch unbeschwert die schönsten Ecken Barcelonas genießen, die zugegebenermaßen aus eben genannten Gründen oftmals überlaufen sind, sich jedoch trotzdem lohnen. Die einzigartige Baukunst des berühmten katalanischen Architekten Antoni Gaudí ist in ganz Barcelona verteilt. Allen voran die sagenumwobene Sagrada Familia, die seit 1882 (!) gebaut wird und noch immer nicht fertig ist. Sofern kein weiterer Lockdown den Tourismusstrom blockiert, der den Bau der Basilika maßgeblich



Sina Gramlich (25)

Die Zukunft wird nur ertragbar, wenn genug Bier für alle da ist.

allem auf ausländische Besuchende abgesehen haben, die mutmaßlich mit viel Bargeld unterwegs sind. Auch internationale Studierende fallen ihnen immer wieder zum Opfer. In den ersten Wochen gab es für uns in der Uni erst einmal einen kleinen Crashkurs der Polizei, den so genannten Mossos, die uns genau darvor warnten und uns Tipps und Tricks gaben, wie man durch Barcelona zieht, ohnebeklaut zu werden. Zu dem Zeitpunkt hatte ich bereits

finanziert, sollte sie 2026 endlich fertig gestellt sein. Bis dahin muss man sich bei ihrem Anblick die unschönen Kräne einfach wegdenken. Oder man besichtigt so lange Gaudí's zahlreiche andere Kunstwerke, wie den Park Güell oder die facettenreichen Häuser, die seine außergewöhnliche Art repräsentieren.

Alles in allem stellt Barcelona einen starken Kontrast zu unserem beschaulichen und harmonischen Tübingen dar. Für einen eher provinziell aufgewachsenen Schwabenabkömmling bedeutete der viele Straßenlärm, die (für mich als orientierungslosen und hoffnungslosen Fall) verwirrende Infrastruktur einer Großstadt und die vielen Menschenmengen im Zentrum ein kleiner Kulturschock. Ganz zu schweigen davon, dass man in Spanien eben nicht selbstverständlich eine Halbe in die Hand gedrückt bekommt, wenn man „Hola, una cerveza, por favor“ sagt. Wenn man nicht ausdrücklich das Wort „Pinta“ betont, bekommt man eben ein 0,33 Bier oder im schlimmsten Fall sogar 0,2. Und so bin ich wieder beim Thema Cerveza gelandet. Wieder einmal eine gute Überleitung, um diesmal meinen Auslandsbericht abzuschließen und in die wohlverdiente Siesta überzugehen. Adiós muchachos!



IMPRESSUM



Kupferblau Nr. 45, Januar 2022

Das von Tübinger Studierenden organisierte Campusmagazin Kupferblau erscheint einmal im Semester. Wir informieren über sämtliche Themen rund um das Studierendenleben und Tübingen - sowohl in der Printausgabe als auch online unter www.kupferblau.de. Die Kupferblau bietet mehr als „nur“ eine Mitarbeit als Journalist*in. Auch Anzeigen-Akquise, Fotografie, Illustration, Layout und Marketing gehören zu den Aufgaben der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Wilhelmstraße 30
72074 Tübingen

Web: www.kupferblau.de
Instagram: @kupferblau_redaktion
E-Mail: redaktion@kupferblau.de
print-redaktion@kupferblau.de

Druck: Druckerei Deile GmbH
Auflage: 2700

Herausgeber:
Marvin Feuerbacher

Chefredaktion Print (V.I.S.D.P.):
Ellen Lehmann, Michelle Pfeiffer

Chefredaktion Online (V.I.S.D.P.):
Sinem Tuncer, Clara Eiche

Redaktion:

Alexander Schwab, Alina Maurer, Anne Abraham, Annika Wolfer, Bianca Hörsch, Clara Eiche, Cedric Kirchhöfer, Daniel Böckle, David Endl, Elena Weisser, Ellen Lehmann, Emilian Weber, Ewa Biermann, Gabriela Beug, Hagen Wagner, Hannah Burckhardt, Hannah Krämer, Helena Geibel, Hendrik Huber, Holly Geiß, Isabel H. Jarama, Jasmin Tran, Jonas Holsten, Jonathan Kamzelak, Julia Gonser, Kamilla Berentei, Katharina Steffen, Kristina Remmert, Lars Krause, Laura Kotte, Laura Winter, Maren Schrabbach, Marie Linn Lohmann, Marvin Feuerbacher, Matti Ueberschär, Michelle Pfeiffer, Nina Schieting, Ronja Hornik, Runa Marold, Sanja Marttinin, Sina Gramlich, Sinem Tuncer, Sophie Noel, Theresa Heil, Theresa Hoff, Thomas Kleiser, Urs Winterhalder

Coverfoto:
Margit Geiß, Holly Geiß, Lars Krause

Fotos:
Daniel Böckle, Jonathan Kamzelak, privat

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Aufgrund redaktioneller Freiheiten wurde diese Ausgabe nicht einheitlich gegedert und die Artikel im Sinne der Autor*innen veröffentlicht. Vervielfältigung, Speicherung und Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.



Layout & Design:
Lars Krause (22)

„Die Zuuukunft!“

Hast du Lust mitzumachen?
Dann melde dich per Instagram oder per Mail an:
→ redaktion@kupferblau.de

SCHIMPF & SCHANDE

„MÖGEN ELEFANTEN DIE ALTE ORDNUNG ZERTRAMPÉLN UND DIE FLAMINGOS DARAUF KACKEN.“

Es spielen **Lisette Holdack, Seraina Löschau, Morris Weckherlin**

Premiere **15.1.2022**

Termine **20./21./22./27./28./29. Januar**

und 3./4./5./10./11./12./17./18. Februar

10./11./17./25. März

je um 20 Uhr Einführung 19.30 Uhr Theaterbar ab 19 Uhr

Ort Löwen

www.itz-tübingen.de



INSTITUT FÜR THEATRALE ZUKUNFTSFORSCHUNG
IM ZIMMERTHEATER TÜBINGEN

**Jetzt das Notlagenstipendium
der Verfassten Studierendenschaft
beantragen!**

Damit am Ende des Kühlschranks nicht noch Monat übrig ist



**Für bis zu drei Monate
unterstützen wir
Studierende in Notlagen
- je nach Bedarf - mit
bis zu dem
BAföG-Höchstsatz.**

**rückzahlungsfrei,
solidarisch,
unkompliziert**

**Du bist in finanzielle
Not geraten und hast
keine Rücklagen?**

**Eine kaputte
Waschmaschine oder
Miete gefährdet dein
Studium?**

**Alle Infos zu benötigten
Unterlagen, Kontakt-
daten und für wen eine
Förderung in Frage
kommt, findest du auf**

**[stura-tuebingen.de/
notlage](http://stura-tuebingen.de/notlage)**